



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Universitätsbibliothek Paderborn**

## **Soziologische Pädagogik**

**Kawerau, Siegfried**

**Leipzig, 1921**

I. Teil: Die soziologischen Grundlagen der Erziehung

**urn:nbn:de:hbz:466:1-33948**

E R S T E R T E I L



Die soziologischen Grundlagen  
der Erziehung

## 1. Kapitel:

## Die Struktur der alten Gesellschaft als Hintergrund der heute üblichen Erziehung.

Wir haben die dreifache Bedingtheit der Gesellschaft aus natürlichen, wirtschaftlichen, geistigen Faktoren kennen gelernt; wir müssen ein Bild der heutigen Gesellschaft in den Einzelheiten gewinnen, um den Untergrund zu geben, auf dem sich die neue Erziehung aufbauen muß.

Die heutige Familie, in die unsere Jugend hineingeboren wird, ist in einem gewaltigen Umbildungsprozeß begriffen. Diesen Prozeß hat Müller-Lyer in seiner großen Soziologie mustergültig dargestellt, es sei besonders auf die Ausführungen in den Bänden „Die Familie“<sup>1</sup>, „Phasen der Liebe“<sup>2</sup>, „Die Zähmung der Normen“<sup>3</sup> verwiesen. In dem Bande „Die Familie“ faßt er sein Urteil<sup>4</sup> wie folgt zusammen:

„So ist die Familie, die auf früherer Kulturstufe die Mutter der Bucht und Moral, die Grundlage des Staates, die Trägerin der Gesittung und der Gesellschaft, die Entfacherin aller tüchtigen und edlen Eigenschaften des Menschen war, in ihrer jetzigen Übergangsform zu einem Kulturhindernis geworden; und auch das viele Gute, das sie noch in ihrem Schoße birgt, ist zum großen Teil nur ein Hemmschuh des Besseren geworden: Die Familie muß sich umgestalten, und sie ist in voller Umgestaltung begriffen.“ Die Ursache dieser hemmenden Wirkung des Familienlebens sieht Müller-Lyer mit Recht im unbeschränkten Erbrecht der Familie: „Aber bei Arbeitsvergesellschaftung“ (die Produktion ist vergesellschaftet! Wer arbeitet noch für sich selber — in seiner produktiven Tätigkeit?) „wirkt der Erbgang in der Familie immer mehr als ein Vorrecht, das einzelne in die Lage versetzt, ohne je selbst produziert zu haben, sich die von anderen hergestellten Arbeitsprodukte anzueignen, also arbeitslos und als Parasiten und doch in Hülle und Fülle zu leben, bloß weil sie Reichtum ererbt haben. Dieses Vorrecht muß bei vergesellschafteter Produktion notwendig als ein Unrecht empfunden

<sup>1</sup> Besonders S. 206—13, S. 278—302. <sup>2</sup> Bef. S. 73—97. <sup>3</sup> Bef. S. 125—211.

<sup>4</sup> S. 300 f.

werden . . . nur scheinbar lebt der durch Erbschaft Reichgewordene von dem Vermögen seiner Vorfahren, in Wahrheit aber von den Arbeitsprodukten seiner Zeitgenossen und muß daher, wie jeder, der mehr Güter konsumiert, als er produziert, als ein sozialer Schädling betrachtet werden.<sup>1</sup>

Es ist nicht nötig, die ausgezeichneten Beweisführungen dieses Mannes zu wiederholen, wir können feststellen: unsere heutige Jugend ist in einer ganz besonders schwierigen Lage, weil sie in Familien hineingeboren wird, die — sofern sie zu den besitzenden gehören — durch die wirtschaftliche Krise in eine innerlich unwahre Lage gebracht sind: sie pflegen die Rechtsideologie einer längst vergangenen Epoche, die des „geschlossenen Haushaltes“ bei völlig veränderter ökonomischer Lage, und darunter muß jedes fein empfindende Kind leiden. Sofern die Familien aber nicht zu den begüterten gehören, etwa zu dem Mittelstande der Beamtenschaft im weitesten Sinne, liegt eine ähnliche Situation vor: die Entwicklung der „Berufs“stände ist derartig vorgeschritten, daß die Tradition des Berufes mit dem gesellschaftlichen Nimbus der „Standesehre“ genau die gleichen Opfer fordert wie die Vererbung der Vermögen. Der kunstvoll gebaute Klassenstaat des Hochkapitalismus verstand weite Kreise, die eigentlich zum Proletariat gehörten, diesem zu entfremden und abzusplittern durch den Begriff des „Standes“, der mit Titel, Orden und Pension für mageres Gehalt entschädigen sollte. Der Volksschullehrer, schlechter bezahlt als ein Qualitätsarbeiter, fühlte sich ihm durch „Stand“ und „Bildung“ weit überlegen. Der Oberlehrer, schlechter gestellt als jeder einigermaßen tüchtige Kaufmann und Handelsreisende, sah mit Geringschätzung auf diese Kreise. Den Juristen und Offizier vollends entschädigte die Aussicht, mit einer Jungfrau von Adel oder gar von Hofe tanzen zu dürfen, für Jahre und Jahrzehnte des Darbens, Wartens, ja Hungerns. Das war und ist noch der Standestick, der den Umgang mit diesen Kreisen vom Standpunkt freien Menschentums aus so sehr erschwert, der den verstehenden Ausländer lächeln läßt.

Die Familien der Arbeiterschaft aber sind völlig zerfezt von dem rasenden Rhythmus des modernen Betriebes. Die Frau arbeitet

<sup>1</sup> Phasen der Kultur, S. 304.

in der Fabrik, die Kinder sind sich selbst oder bestenfalls den müden Großeltern überlassen, treiben sich auf den Straßen und Höfen herum, werden in überfüllten Wohnungen, in Betten, die sie mit anderen teilen, früh alt und wissend. Müssen jung mitverdienen. Und dazu lebt in vielen dieser Familien, die wenigstens die Wahrscheinlichkeit einer unendlichen Not haben, die Sehnsucht nach der glänzenden Lüge der Besitzenden.

Zu dieser Not der Familien, beruhend auf einer überständigen Rechtsideologie, kommt die Not der Geschlechter, beruhend auf einer überständigen Moralideologie. Man sollte denken, daß in der Qual unserer Wohnverhältnisse, die ja die Ursache so vieler „Unarten“, „Strafen“, Reibungen und Mißverständnisse ist, weil der nötige Abstand zum Eigenleben fehlt, weil die Lebenskreise sich nicht berühren, sondern dauernd schmerzhaft schneiden — man sollte denken, daß diese große Nähe der Menschen sie körperlich völlig vertraut miteinander machte. Das ist zum Teil auch beim vierten Stande der Fall, nur daß gewöhnlich das Häßliche und Quälende bei Enge und Hitze, daß innerliche Verneinung und Verwirrung das Möglich-Gute dieser Zwänge zerstört. In der bürgerlichen Welt aber sind zwischen den dicht beieinander hausenden Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und Schwestern Distanzen gelegt, die in der Erscheinung keine Schloßanlage der ganzen Erde befriedigen könnte. Weltenweit sind die Menschen voneinander, die womöglich Zimmer an Zimmer, ja im gleichen Zimmer schlafen. Die vererbte mönchisch-mittelalterliche Moral, der das Nackte und Natürliche Sünde, feiert wahre Orgien in der Kleinkinderstube der guten Gesellschaft, wo man sich schon vor dem Wort „nackt“ schämt, nein — „geniert“, wo man lieber „Nackedei“ sagt und mit „pfui“ und „Baba“ die Leibes Schönheit beschmukt. Und dabei ist die Sitte, sich für die Nachtruhe völlig zu entkleiden, in Dänemark noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts allgemein erhalten geblieben. Erst das Raffinement dieser Jahrhunderte, die Perverfion der hochfamilialen Epoche, die die Kleidung in obszöner Weise verwendet, um das Weib als Geschlechtswesen möglichst stark zu markieren (Schnürleib!), hat mit der Kleidung den Reiz des Geschlechtlichen

<sup>1</sup> Müller-Lyer, „Phasen der Liebe“, S. 36.

übersteigert. Und diese Moral der hochfamilialen Epoche (vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, ja bis heute hin), wirtschaftlich begründet in dem Wunsch, die Mädchen für die Ehe desto begehrenswerter zu machen, lagert heute wie ein Pesthauch über unseren besten bürgerlichen Familien. Unter uns leben vortreffliche Frauen, deren Prüderie dem eigenen Manne gegenüber in stiller Stunde halb klagend, halb bewundernd gerühmt wird. Unter uns leben junge Männer, die sich nachts zu ihren Schwestern schlichen und sie unter Tränen beschworen, sie möchten sich ihnen nackt zeigen — und manche Schwestern waren zu „anständig“ dazu. Unter uns leben Familien, wo die erwachsenen Söhne es nur durch die Dienstboten erfahren, wenn die Schwester, die verheiratete, eine Fehlgeburt gehabt hat oder ein Kind erwartet.

Das ist die Lüge der überständigen Moralideologie, verbunden mit der ebenso unhaltbaren, von der vaterrechtlichen Zeit her stammenden elterlichen, hausherrlichen Bevormundung.

Aber wir sahen schon den Keim der wirtschaftlichen Zersetzung. In diese altbürgerliche Welt ragt das Reich moderner Dienstboten- und Angestelltenverhältnisse herein. Nicht mehr Dienstmagd im alten Sinne, zur Groß-Familie gehörig, sondern ein freies, auf Kündigung und gegenseitigen Rechten und Pflichten beruhendes Angestelltenverhältnis. Und mag die Hausfrau alter Art noch so sehr klagen — von ihrem Standpunkt etwa lutherischer Moral aus mit Recht, hier liegt der Keim neuer Krisen, aber auch neuer Schöpfungen. Diese andere, rührige Welt des pulsierenden starken Gegenwartslebens ist voller Gefahren, aber auch voller Kenntnisse, Geheimnisse und Aufschlüsse. Wieviel Kinder wurden durch Dienstboten aufgeklärt? Wieviel Söhne hatten an der Erzieherin, am Hausmädchen, Kindermädchen die ersten Liebeserfahrungen? Da brandet eine Flutwelle bis in unsere Kinderzimmer, deren Wirkung bei der Einstellung der bürgerlichen Hausfrau verheerend sein muß, deren Kraft nur durch eigene Freiheit und Schöpferkraft unter Umgestaltung der alten Familie gebrochen werden kann.

Wie ängstlich wird überhaupt die Welt des vierten Standes von den Kindern der Bürger ferngehalten: sei es, daß Handwerker ins Haus kommen, sei es, daß Kinder des Hinterhauses, Kinder auf der Straße Gemeinschaft mit den bürgerlichen Kindern suchen. Theo-

retisch wird zwar die Nächstenliebe in der Kinderstube des dritten Standes gelehrt, vor der Praxis scheut man ängstlich zurück, ja man findet es naïv-bewundernswert, wenn sich der Bub kameradschaftlich zu Maurer und Zimmermann, zu Milchkutscher und Müllfahrer einstellt, und lehrt ihn dann Distanz halten. Und doch ist's gerade diese Welt der täglichen praktischen Arbeit, die tausend Reize hat durch die sichtbare Leistung mit den Händen. Die Kinder möchten mithelfen, mitarbeiten: das ginge nicht — so belehrt man sie —, sie würden sich einschmuzen, und das sei eben eine Sache der Arbeiter und nicht ihres Standes. Der Papa arbeite mit dem Kopf. Das sei viel schwieriger und feiner. Und mißmutig muß der Junge den Farbenpinsel aus der Hand legen, den er dem Malermeister gehalten. Bis in unsere Kinderstuben klappt der Gegensatz: Kopfarbeit und Handarbeit. Die feine und die unfeine Arbeit. Die Arbeit in sauberem Rock mit reinen Händen und die Arbeit im Werkkittel, deren Spuren zu sehen, zu riechen sind. Die Arbeit der Bourgeoisie und die Arbeit des Proletariats. Und gutwillig lassen sich die Kinder mit spielerischer Handarbeit, bei der nichts herauskommt, die Freude an der Werkttätigkeit vertreiben und lernen die Dienstboten kommandieren und sich zurückhalten von Arbeitern und ihren Geräten.

Und nach diesem Gesetz der wirtschaftlichen Klassensonderung wird das Freundschafts- und Gefühlsleben der Kinder — trotz aller stillen Opposition — geregelt. „Dieser Umgang paßt nicht für dich“, „den Jungen bringst du mir nicht wieder ins Haus“ — und wenn es treue und mutige Kinder sind, dann entstehen die Treppen- und Hausflurfreundschaften, wo man stundenlang stehen kann und sich alle Geheimnisse der Welt anvertrauen, während oben der Kaffee warm gestellt wird, weil der Junge wieder so bummelt auf dem Schulwege.

Mit tausend Lockungen spricht zu der Jugend die Welt der Straße. Kaufläden und Schaufenster, Lichtreklame und Bilderläden, Bücher und Anschlagssäulen, der Wagen- und Menschenstrom — dazu „Ereignisse“ auf der Straße: ein stürzender Gaul, ein Betrunkener, Streikbilder, Zusammenstoß von Wagen usw. usw. Völlig unvorbereitet, innerlich wehrlos wird die Jugend diesen Sensationen und Anreizungen ausgeliefert, preisgegeben. Man läßt es darauf ankommen und hat keine Vorstellung, welche Wirkung ein Wort an

der Anschlagssäule, ein Bild im Schaufenster auf Kinder haben kann. Da hing lange Zeit ein „Gemälde“, täglich von Schubbuben belagert: zwei Frauen, den Oberkörper entkleidet, mit dem Florett zum Duell angetreten vor Zeugen, Szene aus der Zeit Ludwigs XV. Welche stachelnde, bohrende, wollüstige Qual diese Vorstellung: die spitze Klinge und der weiche, volle Busen. Da sind im Papierladen, wo man die Hefte kauft, andere „Hefte“ mit bunten Umschlägen für einige Pfennige zu haben: wunderbare Geschichten mit Mord und List. All diesen Indiskretionen des sich entblößenden Volks- oder richtiger gesagt: Gassenlebens sind die Kinder ohne Vorbereitung, ohne Einstellung und geschulte Kraft hingeworfen. Es kann gut gehen, es kann aber auch anders kommen. Ähnlich liegt es mit Theater und Konzert, Kino und Zirkus. Damit ist kein Wort über den künstlerischen oder sittlichen Wert all dieser Dinge gesagt, es soll nur festgestellt werden, wie unvorbereitet und arglos unsere Jugend in ungezählte Konflikte von demselben Elternhaus hineingestoßen wird, das andererseits allem Konfliktstoff aus dem Wege zu gehen sucht, indem es die Kinder sorgfältig umhegt in den Schranken der eigenen Gesellschaftskaste und der guten alten Tradition hält. Am bequemsten ist ja immer das Verbieten: „die Zeitung ist nichts für kleine Kinder“, „dies Buch ist noch nichts für dich“ — und ein lebendiger Junge wird sehen, wo er — und sei es auf der Toilette — ein Stück Zeitung erwischt, wo er irgendwie Fühlung zu dem bunten, reizenden Etwas bekommt, das doch auch wieder so beängstigend ist — dieses heutige Leben. Und ein eigenwilliges Mädchen wird die „Nora“ lesen, und sei es im Kleiderschrank sitzend bei schmaler Türspalte, und sei es nachts im Bett mit der elektrischen Taschenlampe unter der Bettdecke.

Es ist kein Wunder, daß aus dieser wundervoll lebendigen, schöpferischen Jugend, deren Leben in den ersten Jahren so rein schwingt, ein so verdorbenes, verbogenes und gebrochenes Männer- und Frauengeschlecht wird, das mühsam sich die Tage entlang quält. Schon in der Wiege zwischen Lügen gebettet, vergiftet durch die Moral der Kinderstube, ausgeliefert an die unbekanntten Mächte ohne Vorbereitung und Hilfe — das ist die Lage unserer bürgerlichen Jugend, das ist mit gewisser Vertauschung der moralischen mit materieller Not die Lage unserer proletarischen Jugend.



Das entscheidende Moment in dieser Lage ist das: die ökonomische Gegenwart, d. h. der sich selbst zersetzende, der in sich übersteigerte und daher zum grotesken Zusammenbruch verurteilte Kapitalismus (die spätkapitalistische Phase), diese sich blind ausrasende Furie der romanisch-germanischen Völker im 20. Jahrhundert —, diese ökonomische Gegenwart ist belastet mit der Weltanschauung der hoch- und spätfamilialen Phase in der herrschenden Klasse — bohrend ringt sich in den Spitzenerscheinungen die Weltanschauung der früh-personalen Phase durch: mit elementarer Kraft zerbricht das Weltbeben dieser Jahre die abgelagerten Schichtschichten vergangener Generationen.

Die Mächte, die in der wirtschaftlichen Krise vom 15. zum 16. Jahrhundert, beim Aufstieg der frühkapitalistischen Phase, als Spiegelbild der ökonomischen Umlagerung die Köpfe und Herzen der Gesellschaft erobert haben, sie wollen nicht den Platz gutwillig räumen und suchen sich in der Erziehung der Jugend fortzupflanzen. Wir lernten schon die ererbte religiöse, moralische, rechtliche Ideologie kennen, die sich in Kirche, Sitte, Vaterrecht und Berufsethik kristallisiert hat. Dazu gehört noch die vaterländisch-nationale Ideologie, die unsere staatlichen und zwischenstaatlichen Beziehungen verzierte, und endlich die anthropozentrische Ideologie, die unsere Weltanschauung mit der Weihe philosophischer Tiefgründigkeit vergeheimlichte.

Alle diese Ideologien sind ihrer Zeit vollwertige Entsprechungen materieller Verhältnisse gewesen. Zunächst weich und bildsam, gestalteten sie sich nach dem Druck des Unterbaues. Dann verkrusteten sie, verkalkten und gewannen Eigenfestigkeit und konnten beharren, nachdem die Unterlage verwitterte, ausgehöhlt wurde und einsank. Bis gewaltige Erdstöße diese phantastischen Formen, die schon viele Risse zeigen, vollends zerbrechen werden. Man müßte also eigentlich diese verhärteten Ideologien, die keine feste Basis mehr haben, mit eigenem Namen nennen und sie als Ideologismen bezeichnen. Schon um das Wort Ideologie von dem Beigeschmack des Phantastisch-Bürgerlich-Reaktionären zu befreien. Diese Wertung kommt allein den Ideologismen zu. Und diese Ideologismen sind in gewissem Grade materielle Faktoren, sie sind hart, unbeweglich; allenthalben stößt man sich an ihnen; die bürgerliche Gesellschaft

klammert sich an sie, weil unter ihr der Boden schwankt, weil immer mächtiger die Sturmflut des Sozialismus ihr auch den letzten Grund unter den Füßen wegspült. Da hängt die Bourgeoisie an dem phantastischen Gebälk ihrer Ideologismen und zappelt und krampft — und unter ihr ist das ungeheure Rauschen des Stromes der neuen Menschheit. —

Diese Ideologismen sind also ein Bestandteil der ökonomischen Gegenwart, sind ein gewaltiges Stück „Milieu“, mit dem unsere Jugend sich abzufinden hat.

Natürlich wird die Schärfe und Härte dieser Ideologismen in der Großstadt anders empfunden als in der Kleinstadt oder auf dem Lande, von der Bourgeoisie anders als vom Proletariat. Auf dem Lande und in der Kleinstadt, ja hinein bis in die Mittelstadt, ist die wirtschaftliche Struktur vielfach noch ähnlich der in der hochfamilialen Phase. Man denke z. B. an Pfarrhäuser, wie man sie gelegentlich noch auf dem Lande findet. Sie sind z. T. dem Typ des „geschlossenen Haushaltes“, der „Eigenbedarfswirtschaft“ nicht allzu fern; haben die Pfarrer heute wohl durchweg ihr Land verpachtet — und es gibt Pfarren mit 500 Morgen Acker und mehr —, so leben doch noch Pfarrer unter uns, die wenigstens früher selber den Pflug geführt haben und regelrecht als Bauern auf ihrem Hofe saßen und nur Sonntags den Rittel mit dem Talar vertauschten. Hier herrscht das Vaterrecht in voller Ausprägung, hier ist man kaum über die geschlechtliche Differenzierung hinausgekommen: der Hausherr ist Bauer und Schmied, Zimmermann und Gärtner, Lehrer und Pfarrer, je nach Bedarf. Und in den Kriegszeiten ist bei der Hausfrau auch die Spindel wieder zu Ehren gekommen. Natürlich bedarf man einiger Artikel vom Kaufmann und Händler, die man selber nicht herzustellen in der Lage ist — aber im großen und ganzen ist der Bedarf in der eigenen Wirtschaft gedeckt. Hier ist der lutherische Katechismus kaum überholt, hier erbt das Pfarramt von Großvater, Vater auf Enkel, hier waltet strenge, aber vor Perversität durch ländliche Naivität geschützte Sitte, hier ist der liebe Gott ein väterlicher Freund, hier kommt noch Jahwe zu Tisch wie bei Abraham, und das Paradies grenzt direkt an den Pfarrgarten. Dieses Leben ist z. T. von rührender Naivität, und kommen solche Menschen in die Großstadt, wirken sie so, als stiege

Luther mit dem Bibelbuch in die Hochbahn, als säße Ulrich von Hutten in voller Rüstung im Automobil. Schwierig ist nur die Lage der Kinder aus solchem Haushalt: nur einer kann wieder als Pfarrer dort sitzen; kann, wenn's Glück gut ist, vielleicht einige Schwestern mit durchfüttern, kann sie mindestens zur Hilfe, als „gute Tanten“ allezeit heimholen, und sie kommen nur allzu gern. Grotesk wird die Sache nur dann, wenn sich solche Menschen, solche Schwestern, ins Gegenwartsleben stürzen, wenn solche Menschen politisch tätig sind. So als würde Melanchthon Oberstadtschulrat von Berlin. Tragisch wird aber die Lage der Knaben, die solchem Milieu entstammen; so warm und behaglich die heimatliche Wolle, das alte Nest — sie müssen in das Leben hinein, das fast ein halbes Jahrtausend weiter ist. Wie sollten sie nicht grausam zugrunde gehen oder als Träumer im Winkel sitzen?

Zwischen diesen beiden Polen — dem alten Pfarrhause und dem Proletarier der Großstadt — liegen etwa 400 Jahre. Wie viele Menschen, die heute physisch leben, leben auch geistig als Zeitgenossen? Von der Bourgeoisie gewiß nur ganz wenige.

Aber diese Bourgeoisie, die nicht ganz von heute ist, sie pflanzt sich in der öffentlichen Erziehung fort, sie sucht auch als herrschende Schicht die Erziehung des Proletariats zu bestimmen. Der Stoffinhalt der Erziehung, das übermittelte Wissen, ist eigentlich eine Wiederholung des Ablaufs der bisherigen Ideologien oder Ideologismen bis zu dem, unter dem die Gesellschaft steht. Das Hauptbestreben der tonangebenden Kreise ist die Befestigung der herrschenden Ideologismen in den Köpfen der Jugend. Und so ist unser Land gefüllt mit Ideologismen-Schulen; in den Provinzen herrschen die des 16. Jahrhunderts, in den Mittelstädten die des 18. Jahrhunderts und allenfalls in den Großstädten — in den Versuchsschulen Hamburgs, in der Gartenbauschule Neuköllns erreicht man das 20. Jahrhundert. Aber bisher und auch in Zukunft in keiner der „höheren“ Schulen. Sie sind als Produkte der alten kapitalistischen Klassenschichtung alle zum Absterben verurteilt, keine von ihnen kann neu sprießen aus der Gegenwart heraus.

Aber auch die Volksschule, die Schule des Proletariats, wurde und wird von der Bourgeoisie bestimmt: eine große Zahl von Religionsstunden (besser Stunden kirchlicher Ideologismen aus dem

16. Jahrhundert) soll dafür sorgen, daß die bestehenden Zustände den Kindern als Gott-gewollt erscheinen. Sorgfältig aufgebaute Hindernisse halten die Volksschule abgesperrt, verbauen den Zugang zu den höheren Schulen, die den Proletariern, von denen viele ja nur Bourgeois mit negativem Vorzeichen sind, ach so begehrenswert erscheinen. Das alles wäre an sich aus dem Selbsterhaltungstrieb der bestehenden Gesellschaft zu begreifen. Schwerer zu durchschauen ist die Tatsache, daß auch die Lehrerschaft der Volksschulen, obgleich sie vielfach dem Proletariat entstammt, sich vor ihm abschließt. Wir sprachen schon oben von dem Standestick der Volksschullehrer und der Oberlehrer; gewiß wird das Bestreben der herrschenden Klasse, mit den Mitteln des „Standesbewußtseins“ und der „Berufseitelkeit“ eine künstliche Scheidewand da zu errichten, wo am wenigsten eine sein sollte: zwischen Volkslehrer und Volk — durch gewisse Umstände erleichtert. Weite Kreise der Volksschullehrer stammen aus ländlichen, ja geradezu bäuerischen Verhältnissen. Mit vollem Bewußtsein legte die Bourgeoisie die Volksschullehrerseminare in kleine und kleinste Städtchen, gab den Heranwachsenden ein Milieu, das jedesfalls nicht vorwärtstrieb, gab ihnen in der Regel Lehrer, die durch Einheirat, Wissenschaft (Theologie!) und approbierte Gesinnung genehm waren. Besonders deutlich aber war und ist die Lage der Lehrerinnen. Sie entstammen vielfach dem klein- und mittelstädtischen Patriziat, sind selber Teilhaber der Bourgeoisie und werden durch das Zölibat vor Berührung mit anderen Volksschichten bewahrt und als das konserviert, was sie sind: lebende, aber geschlechtslose Ideologismen. Diese Lehrerinnen sind in einem derartigen Grade fähig, sich in die religiösen, berufsethischen, patriarchalischen oder politischen Ideologismen der Bourgeoisie zu verwandeln, daß sie wie die Nonnen mit dem Heiland oder einem Heiligen in innigster Gemeinschaft leben und nur Gefäß für fremde Inhalte sind. Man sehe sich aber an, welchen Prozentsatz allein die Beamtentöchter (von Pfarrern, Lehrern, Juristen, Offizieren usw. usw.) unter den Lehrerinnen bilden — und man begreift, daß die Lehrerin dem Volke so fern steht. Es soll nicht verkannt werden, daß der mütterliche Instinkt bei vielen Lehrerinnen das alte Ideengemäuer mit Oberdsonnenschein überflutet, so daß Empfindungen romantischer Art von

Fraulichkeit und Behaglichkeit entstehen. Das kann aber an der allgemeinen geistigen Struktur nichts ändern. Für die Lehrerin an höheren Schulen, für die Oberlehrerin liegt die Sache im wesentlichen ähnlich, ja es wird durchs Studium in der Regel ein stärkeres Herausarbeiten der Ecken und Ranten erreicht, während die Volksschullehrerin durchs häusliche Leben, durch fraulich-wirtschaftliche Aufgaben doch etwas abgeschliffen und gerundet wird. Zur Erklärung dieser weiblichen Psyche muß aber doch folgendes mit herangezogen werden: seit ungefähr 100 Jahren befindet sich die Frauenwelt in dem analogen Differenzierungsprozeß, wie ihn die Männer vor Jahrtausenden, am Ende der jüngeren Steinzeit und zu Beginn der Metallzeit durchgemacht haben, womit die eigentliche Epoche der Zivilisation begann. Schon dieser Hinweis wird die ungeheure Bedeutung solcher Entwicklung deutlich machen; die Unaufhaltsamkeit und Größe dieser Frage beleuchtet die eine Tatsache, daß 1907 bereits von 31  $\frac{1}{4}$  Mill. weiblicher Einwohner Deutschlands fast 9  $\frac{1}{2}$  Mill. berufstätige Frauen waren, davon beinahe die Hälfte verheiratet<sup>1</sup>. Und diese Entwicklung geht im rasenden Tempo weiter. Mit diesem Differenzierungsprozeß hat die Frau zweifellos eine ungeheure Leistung und Verausgabung an Kraft eingesetzt, denn hier wurden die Grundlagen der gesamten früheren Einschätzung der Frau gewandelt. Und in diesem Auseinandersehungsprozeß untereinander, mit der Männerwelt, mit den wirtschaftlichen Problemen hat die Frau fraglos ihre gesamte Kraft verbraucht, so daß sie die auf der Gesellschaft lastenden Ideologismen unbesehen hinnahm, zu erschöpft von den innersten Wirrungen, von dem Kampf Frau gegen Frau, von den Forderungen und Bürden der Männerwelt, von dem Bermüßungsprozeß der Berufsarbeit — als daß sie diese Ideologismen noch als solche hätte erkennen, geschweige denn zerschlagen können. Und so sind denn alle diese Formulierungen der soziologischen Hintergründe unseres Erziehungslebens scharf zugespitzte Feststellungen, aber keinerlei Wertungen.

Ganz besonders stark aber wirkt das akademische Studium auf die Männer, deren Herkunft aus bürgerlichen Schichten gewiß nicht belanglos ist, die aber gemäß dem stärker ausgeprägten Intellekt zu Opfern der sogenannten absoluten Wissenschaft werden.

<sup>1</sup> Müller-Lyer, „Phasen der Liebe“, S. 162.

Auf der Reichsschulkonferenz war vielleicht das der markanteste Punkt, als ein Jugendlicher auftrat (daß Jugendliche überhaupt eingeladen waren!) und die ganze alte Schule mit dürren Worten ablehnte. Es ist keine Brücke mehr zwischen beiden Teilen. Bei diesem Auftritt zeigte sich die seelische Struktur der Versammlung ganz eindeutig auf: ein Teil rief: „jetzt noch ein Säugling!“ und amüsierte sich köstlich, ein Teil lächelte nachsichtig-überlegen, nur wenige waren ernst und begriffen die Tragik der Stunde.

Hochfamiliale, spätfamiliale und frühpersonale Einstellung, um die Terminologie Müller-Lyers wieder zu gebrauchen. Man kann auch sagen: humanistische, realistische, zukunftsgläubige Einstellung, oder konservative, liberale, sozialistische, oder Gymnasium, Oberrealschule und Lebens- oder Einheitschule.

Die Altphilologen leben in der Welt des 16. und 17. Jahrhunderts. In der Welt des humanistischen Beredtsamkeitkultes, in der Welt des lutherischen Wortkultes. Die Autorität der Bücher. Die Autorität überhaupt.

„Das Latein wurde nach den Lehrplänen eines Ebrard von Bèthune und Alexander gelernt, Grammatikern des 12. und 13. Jahrhunderts, deren Methode freilich teilweise sogar noch der Zumpt'schen Grammatik des 19. Jahrhunderts zugrunde gelegen hat.“ . . . . „Wichtiger ist es, den Geist des Unterrichts kennen zu lernen. Und da ging man nun durchaus auf das Formale; nicht der Inhalt —, die Eleganz des Ausdrucks, die Eloquenz der Sprache vielmehr waren Hauptsache; so wie es der humanistischen Wissenschaft nicht auf Erweiterung des Wissens oder gar der Erkenntnis ankam — für sie lag die Fülle der Erkenntnis ein für allemal bei den Alten beschlossen —, sondern nur auf eine möglichst klare Fassung und einen möglichst eleganten Vortrag der Überlieferung.“<sup>1</sup> Aus diesem Geiste blühte seit Melanchthons Ausspruch: „carere monumentis Aristotelis non possumus“ die protestantische Scholastik, aus diesem Geist der Autoritätsgebundenheit die jesuitische Pädagogik mit ihrem Lohn- und Straßsystem, aus diesem Geiste blühte die italienische, französische, niederländische Philologie mit ihren sorgfältigen Textdrucken und Emendationen. Und es ist eine Ironie der

<sup>1</sup> Lamprecht, „Deutsche Geschichte“, S. 152 f.

Geschichte: doppelt autoritätsfüchtig wurde das Luthertum, das ehemals so revolutionäre, in dem Bedürfnis, sich als Usurpator nachträglich zu legitimieren mit der Autorität der Heiligen Schrift. Ähnlich haben noch alle Neulinge sich zu kanonisieren und legitimieren gesucht: ein Napoleon heiratete eine Marie Luise, ließ sich vom Papste salben. Das Luthertum heiratete die Landeshoheit und ließ sich von der Bibel salben. Deren Text aber war in hebräischer, griechischer, lateinischer Sprache. So war die Philologie Dienerin der Theologie, so mußte das Luthertum gerade so erstarrten und zu einer toten Sache werden wie die lateinische Sprache, die — jetzt an die Ausdrucksweise der „Klassiker“ gebunden — damit zu einer toten Sprache werden mußte, einer schön geschmückten Leiche. Genau so vollzog sich die Versteinigung des Rechtes, auf die Autorität des *corpus iuris* gegründet. Demgegenüber bewahrte die katholische Kirche weit regeres Leben, sie erkannte die Tradition an, sie entwickelte das Kirchenlatein weiter, sie gestaltete das Kirchenrecht aus. In dieser Autoritätswut des Luthertums steckt psychologisch die Angst seiner Schwäche, die Angst vor der Konsequenz der Gewissensfreiheit, das Bittern vor den Bauern von 1525. Mit dem Sieg des Landesfürstentums als der stärksten großagrarisches Gewalt gegenüber dem Chaos der revolutionierenden Masse, mit der Proklamierung der Landeskirche als des letzten Haltes der hemmungslos dahinbrausenden Reformation — wurden Bibel und Fürst, Buchstabe und Gott, Philologie und Theologie gleich ehrwürdig; in diesem kunstvollen Gebäude durfte kein Stein gelockert werden, sollte die ganze Halle, auf die Autoritätssäule gegründet, nicht zusammenbrechen. So ideologisiert sich das System des Großjunktums, des territorialen Absolutismus. Es pflanzt sich fort in den Lateinschulen, in den Landes- und Fürstenschulen, in den Gymnasien. Es lebt im Betrieb der Philologie auf unseren Hochschulen, es lebt in den Herzen unserer Altphilologen. So beweist es nur den richtigen soziologischen Instinkt, wenn der Direktor jenes Gymnasiums in der anfangs erwähnten Mittelstadt, unterstützt von den Pastoren der Gegend, den Eltern klarzumachen sucht: das Gymnasium sei der Hort der alten Bucht und Sitte, sei die Stätte wahrer Autorität. So ist das Gymnasium Symbol konservativen Geistes.

Daß diese soziologische Analyse des Gymnasiums zutreffend ist, wird ganz deutlich, wenn man sich einmal vergegenwärtigt, wie wenig von dem Geist der Antike wirklich in unsere Gymnasien eingedrungen ist. Wo ist die Kraft des Eros und die Freude am Nackten aus dem griechischen Gymnasion, wo ist die schöpferische Kraft der athenischen Demokratie, die Kraft zur künstlerischen Gestaltung und zum künstlerischen Erleben — wo ist sie in den Köpfen und Herzen unserer Altphilologen, wo ist sie im heutigen Gymnasium? Selbst die neuhumanistische Bewegung vom 18. zum 19. Jahrhundert, die in Wilhelm von Humboldt zeitweise sogar in Preußen amtlich wurde, hat an der soziologischen Struktur der Gymnasien nichts zu ändern vermocht, das Wortprinzip war stärker als das Geistprinzip. Es ist auch kein Zufall, daß manch ausgezeichnete Kenner des Altertums mit seinem Herzen auf der Linken in der Antike, auf der Rechten in der Neuzeit steht: ein soziologisches Produkt unseres altphilologischen Betriebes. Vergeblich sucht man Direktoren von der Richtung der Freunde des humanistischen Gymnasiums, die den Welfen altpreußische Ordnung und Tüchtigkeit beweisen sollen und gewiß in ihrer Art Männer eines Gusses sind, vergeblich sucht man ihnen Verständnis für die heutige Zeit zu vermitteln, indem man sie an die Reformen des Kleisthenes erinnert: wie er dem attischen Geiste die Flügel löste — sie würdigen solche Heiligtumschänder keiner Antwort. Gewiß ist solch ein Hinweis kein Beweis für die Leistungen der jungen deutschen Republik, aber die Analogie könnte doch dafür ein Verstehen ermöglichen, daß Demokratie, um es bescheiden zu sagen, nicht gerade Teufelswerk zu sein braucht. Aber nein, diese Herren wollen nicht, weil sie nicht können; sie sind Neanderschüler aus Ifeld und sehen mit dem Doppelblick der Melanchthonianer: mit einem fröhlichen Auge auf die Antike, mit einem nassen Auge auf die Landeshoheit. Und die Landeshoheit, der Geist der von Gott gegebenen Ordnung, entscheidet. *De rebus civilibus docent, quod legitimae ordinationes civiles sint bona opera dei* (Melanchthon 1530).

Und aus dem Lager dieser Altphilologen kam das Gelächter auf der Reichsschulkonferenz.

Dementsprechend muß man auch von einer Stoffideologie des Gymnasiums sprechen. Die Jahrhunderte nach der Aufrichtung der



reinen Lehre und der reinen Philologie zählen ja eigentlich nicht mit; noch immer wirkt der humanistische Gedanke nach, daß im Altertum alle Weisheit beschlossen sei. So sind neue Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaft nur widerwillig geduldet, so spielen die Vertreter dieser Fächer auf den Konferenzen eines Gymnasiums eine undankbare Rolle. Nur widerstrebend läßt man sie leben, Latein und Griechisch aber sind doch die Hauptsache. Schlimmer aber noch als gar keine Fakultas in diesen Fächern zu haben ist eine für die Mittelklassen, das ist Sakrileg. So gibt man solchen Herren wohl Unterricht ohne Fakultas in Religion und Geographie, aber mit Nebenfach im Lateinischen läßt man sie überhaupt nicht an die Jungen. Statt des Gebrauches unserer zum Teil wundervollen neudeutschen Nachdichtungen griechischer und römischer Werke stümpert man lieber an dem originalen Sakbau: heiliger Buchstabe, heilige homerische Partikel! Wie wird auch im Geschichtsunterricht des Gymnasiums die Gegenwart verleugnet. Es ist noch nicht so lange her, da hatte man auf der Oberstufe zwei Jahre für alte Geschichte und zwei Jahre bis zur heiligen Allianz. Nur mühsam eroberte sich die Geschichte der erschütterten Autorität, des Konstitutionalismus, ein wenig Raum — bis zum Jahre 1870. Und als dann die neue Zeit mächtig die Fortführung bis zur Gegenwart verlangte, da gaben die amtlichen Erlasse zwar nach; die Geschichtsprofessoren aber auf den Gymnasien — meistens Altphilologen — fanden aus Unkenntnis (ihre Kolleghefte gingen nicht so weit), aus Dünkel und aus Begeisterung für die absolute Monarchie Friedrichs des Großen und Bismarcks nicht den Weg zur Gegenwart. Stoffideologismus der Gymnasien.

In jener Mittelstadt fordert die Kaufmannschaft, taktisch unterstützt von der Arbeiterschaft, die Oberrealschule. Auch da zeigt sich der richtige soziologische Instinkt.

An der Oberrealschule wirken Naturwissenschaftler und Neuphilologen. An der Oberrealschule will man für weltmännische Gewandtheit, für die Praxis des Lebens erziehen.

Der aus England und Holland sich entwickelnde Großkapitalismus findet seinen pädagogischen Ideologen in Locke<sup>1</sup>. Das Kind muß sich

<sup>1</sup> 1693 Some thoughts concerning education.

gewöhnen, seine Wünsche dem Willen des Erziehers unterzuordnen. Man erreicht das durch Weckung des Ehrgefühls, durch Lob und Tadel. Die Kenntnisse sind nicht so wichtig, können spielend erworben werden. Französisch ist die Sprache, die zuerst gelernt wird. Auch Latein wird gelernt, aber Übersetzung in die Muttersprache ist wichtiger als lateinische Stilübungen. Kenntnisse in Geschichte, Geographie, Arithmetik, Geometrie, Astronomie kommen dazu, Übung in Handarbeiten jeder Art. Der Wert des Reisens wird betont — nur nicht zu früh. In dem ganzen System ist alles auf das Nützliche und Brauchbare gerichtet.

Typisch für diese Art von Bildung ist folgender Entwicklungsgang eines Elbinger Patriziers nach der Leichenpredigt vom Jahre 1754.

„Unsere berühmte Schule, die so manchen großen Mann dem Vaterlande geliefert hat, ist auch dem Wohlfeligen eine Stufe zu seiner Größe gewesen. Der fromme Rektor Koitsch, die fleißige gelehrte Männer, Seyler, Woyt und Hempel, haben seine Gemüths-Gaben mit aller Treue bearbeitet. Er war 21 Jahr alt, als Er im Jahr 1725, im Monat May, sein Vaterland verließ, und die berühmte hohe Schule, Halle in Magdeburg, bezog. Ich darf diesen Ort nur nennen, und dessen in der ganzen Welt berühmte Lehrer der Rechte, einen Thomasius, einen Böhmer, einen Knorren, einen Gundling, so wird man gleich schlüssen können, wie viel Gelegenheit Er gehabt, sich zu einem nützlichen und ansehnlichen Mann in der Vaterstadt zu machen. Doch, was in der Welt soll leuchten, muß auch die große Welt gesehen haben und sie wohl kennen. Die glückselige Umstände seiner vornehmen Eltern waren hinlänglich zu diesem Zweck, den sonst wenig erreichen. Im Jahre 1728 begab Er sich in diesen allgemeinen Welt-Schauplatz. Er besuchte Jena, Weimar, Gotha, Erfurt, und gieng über Leipzig nach unsers Monarchen fürtrefflichen Residence, Dresden. Er wandte sich von dannen nach Norden, und ließ das große Hamburg, welches Handel und Gelehrsamkeit zugleich berühmt machet, nicht unbesuchet. Hannover und Osnabrück eröffneten ihm den Weg nach dem freyen und merkwürdigsten Holland. Utrecht, Amsterdam, Leyden, der Herren Haag, Delft, Rotterdam sättigten seine Neubegierde. Das Meer konnte Ihn nicht abhalten, nach der freyen und glückseligen Insel Groß-Brittanien überzuschiffen. London, die unstreitig größte

Stadt in unserem Welttheile Europa, war Ihm ein großer Schau-  
platz für seine Bemerkungen. Wie Er solchen verlassen, mußten  
Brabant und Flandern seine Augen weiden, und Ihm den Weg  
nach Frankreich eröffnen. Die kleine Welt, das große Paris, der Sitz  
des Monarchens und der Macht des Landes, hielt Ihn 3 Monate  
auf. Doch das liebe teutsche Land zog Ihn wieder zu sich, wohin Er  
über Strasburg eilte, und nebst der Reichs-Stadt Ulm, andere  
Reichsstädte begrüßete, bis er in die Kayserl. Residenz-Stadt Wien  
gelangete. Doch wie Er wohl wußte, daß wir unter dem gloriwü-  
rdigen polnischen Scepter stehen, also hat Er auch zuletzt und fürnehm-  
lich, ja am längsten, das Reich besucht, von dessen Majestät Polen  
und Preußen regieret wird. Im Jahre 1729 langete er in dessen  
Königl. Residence, Warschau, an.“ Nach dem Besuch des Reichs-  
tags von Grodno, nach einem einjährigen Studium in Krakau kehrt  
er 1730 wieder nach Elbing zurück, um sofort in die Ämterlaufbahn  
der Stadt einzutreten.

Dieser Elbingische Großkaufmann ist ganz im Sinne Lockes er-  
zogen, im Sinne der herrschenden frühkapitalistischen Gesellschaft,  
die für Handel und Industrie Beweglichkeit, praktischen Blick, mo-  
derne Sprachen und geographische Kenntnisse braucht. In diesem  
Geiste entstehen im 18. Jahrhundert die ersten Realschulen: ge-  
tragen von dem manchesterlichen Geist des Freihandels hat sich  
dann dieser Sinn für die Realien mächtig Bahn gebrochen. Diese  
Entwicklung des freien Spiels der Kräfte hat auch erzieherisch in ge-  
wissem Grade gewirkt: die Individualität der großkapitalistischen  
Jugend wird in jeder Hinsicht gepflegt, rücksichtsloser Nützlichkeits-  
geist schafft brauchbare Schulen, Realgymnasien als erste Etappe,  
Oberrealschulen als zweite und letzte.

Von dieser weltmännisch-liberalen Art hat der Typ des Neu-  
philologen, häufig auch der des Germanisten, der des Mathema-  
tikers und Naturwissenschaftlers etwas mitbekommen. Man macht  
dem Zeitgeist Konzessionen. Man wetteifert gesellschaftlich mit Ju-  
risten und Offizieren ('s ist nützlich), man ist konstitutionell (vom  
Geist der Westmächte angeweht). Und dennoch ist die Konkurrenz  
mit dem Gymnasium nicht ganz erfolgreich. Die gute Gesellschaft  
(der alte Adel; die ihm formal nacheisende Geldaristokratie) bevor-  
zugt das zuverlässige Gymnasium. Mit Hauslehrern und Bonnen

hilft man der weltmännischen Politur privatim nach. So stark ist die Tradition der autoritativen Monarchie.

Herrn aus dieser „realpolitischen“ Welt, die sich in Deutschland nicht ganz klar umrissen darstellt, Herren dieser weltmännisch-liberalen Einstellung lächelten nachsichtig-überlegen über den jungen Studenten auf der Reichsschulkonferenz.

Und die wenigen, die diesen Menschen sehr, sehr ernst nahmen, diese haben noch keine Stätte, sie sind erst im Begriff, aus ihrer sozialistischen Einstellung heraus die Lebensschule, die Arbeits- und Gemeinschaftsschule, die Produktionschule zu bauen.

Noch reiner und unmittelbarer stellen die Hochschulen ein Spiegelbild der besitz- und machtführenden Gesellschaft dar. Auch sie tragen die Erbschaft ihrer Gründung: Zweckinstitute zur Züchtung zunächst von Juristen und Theologen für die herrschende Gesellschaft der hochfamilialen Epoche. Die Hochschulen, anfangs mehr universaler Art als Orte der einen gebundenen mittelalterlichen Weltanschauung, wurden im 15. Jahrhundert immer mehr territorialen Interessen dienstbar, wurden zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Deutschland vom Humanismus erobert, um dann unter der Wärme der Reformation sich umzuformen und neue Schöflinge zu treiben. Diese erste große Epoche der reinen Geisteswissenschaften: der Theologie, Jurisprudenz und Philologie, diente in der Wirklichkeit so unbedingt der Herausbildung der Zeitideologien, daß die damals erkannten rein „wissenschaftlichen“ Wahrheiten noch heute ideologisch einen verhängnisvollen Druck ausüben.

Langsam eroberten sich auch die Mathematik, die Naturwissenschaften und die Medizin ihre Stellung im Zeitalter der praktischen und nützlichen Einstellung, und in der hochkapitalistischen Phase trat die Technik ihren Siegeszug an.

In welchem Maße die sogenannte absolute Wissenschaft Produkt ihrer Zeit, ihrer ökonomischen Voraussetzungen ist, kann man besonders deutlich an der Geschichtswissenschaft erkennen. Angeblich sucht der Historiker objektiv, wie es gewesen, will die Vergangenheit darstellen, will sie verständlich machen<sup>1</sup>. Im Grunde ist es gerade umgekehrt: der Historiker projiziert seine Zeitgedanken in die Ver-

<sup>1</sup> Nähere Ausführung im Kapitel „Kunst und Wissenschaft“ II. Teil, 3. Kap. Kawerau, Soziologische Pädagogik. 3

gangenheit, formt sich die Vergangenheit. Jede Zeit macht sich ihre Vergangenheit.

Die Geschichtswissenschaft ist also der Stammbaum-Fabrikant, der den neuen Kräften in der Gesellschaft zu einer Ahnentafel, zu einer Legitimierung verhilft<sup>1</sup>. Aus welchem „objektiven“ Grund hat man bis zur Revolution jeden auch nur des Sozialismus verdächtigen Forscher aus dem Tempel der „voraussetzungslosen“ Wissenschaft getrieben, aus welchem „objektiven“ Grund schweigen 99 % der Historiker die Ergebnisse der materialistischen Geschichtsauffassung tot? Warum werden in den meisten religionsgeschichtlichen Werken Rautskys Ausführungen über die Münsterischen Unruhen nicht zitiert? Alle diese Arbeiten von Rautsky, Mehring, Bernstein sind systematisch in Literatur und Kolleg totgeschwiegen worden. Es ist die unausgesprochene Verabredung, es ist der Ring der „bürgerlichen“ Gelehrten, die angeblich der voraussetzungslosen Wissenschaft dienen und die hier nicht einmal subjektiv schuldlos sind. Es muß das ganz deutlich immer und immer wieder gesagt werden, bis es den Professoren in die Ohren gellt: ihr dient gar nicht der reinen Wissenschaft, ihr geht von bestimmten Voraussetzungen aus, ihr wollt bestimmte Ergebnisse haben. Dem ökonomisch denkenden, dem soziologisch geschulten Forscher sind das keine Wunder, er weiß, daß sie in gewissem Grade so handeln müssen. Die Professoren sind ja nicht an Instituten, die isoliert vom Tageslärm reiner Forschung dienen, sie sind an Instituten, die dem Staat (d. h. der herrschenden Gesellschaft) so und so beschaffene Beamte liefern sollen. Der Staat übt in der Praxis der Verhältnisse den ungeheuerlichsten Druck aus (er muß es tun, um seiner Selbsterhaltung willen), daß nur solche Männer lehren und prüfen, die ihm genehm sind, die staatlich (gesellschaftlich) gebilligte Weisheit liefern. Denn die herrschende Gesellschaft schickt ihre Jugend auf die Hochschulen. Dem Proletariat ist sie verschlossen, gegen eine Intellektualisierung des Proletariats wehrt sie sich verzweifelt. Und die Gesellschaft hat wieder für et-

<sup>1</sup> Das ist an sich kein Vorwurf, das ist nur Feststellung. Man muß sich aber dieser Lage bewusst sein und darf nicht von Voraussetzungslosigkeit sprechen. Die Ahnungslosigkeit der bürgerlichen Gelehrten über ihre eigene Lage ist aber gerade bezeichnend für den Druck der Ideologismen: subjektiv ehrlich glauben sie zu schieben und sind doch allzu sehr die Geschobenen.

waige Schwierigkeiten, für Söhne des Beamtenstandes usw., den Begriff des akademischen Standes, einer eigenen akademischen Sittlichkeit erfunden, hat diese Begriffe in den studentischen Korporationen übersteigert und findet doch immer wieder Nachwuchs — der alles in Kauf nimmt, der noch ganz andere Joche durchkröche als nur den studentischen Komment und den studentischen Ehrenkodex — weil ihm die Machtstellungen der Zukunft reserviert sind. Die Gesellschaft pflanzt sich in der Erziehung fort.

Hinter all diesen Erziehungsgewalten steht der Staat mit seiner Autorität. Vergeblich hat sich die bürgerliche Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts abgemüht, das Rätsel dieser verschleierte Statue zu lüften. In den wunderlichsten Widersprüchen bewegt sich eine Anthologie solcher Meinungen, bedingt durch rechtliche, theologische und sonstige Ideologismen, je nachdem, von welcher Tradition die Verfasser gerade herkamen<sup>1</sup>.

In einem aber herrscht Gemeinsamkeit: sie gehen alle von „idealen Momenten“ aus. Selbst Dr. Adolf Menzel gibt dies im „Handbuch der Politik“ zu: „Zunächst ereignet es sich nicht selten, daß in die Definition des Staatsbegriffes ein Merkmal Aufnahme findet, welches, wenn auch vielleicht unbewußt, ein ideales Moment enthält.“ („Daß auch der organischen und der juristischen Staatstheorie ein ideales Moment zugrunde liegt, wird unten gezeigt werden. Die soziologische Staatslehre enthält gewissermaßen ein negatives Ideal; sie malt den Staat der Vergangenheit und der Gegenwart in den düstersten Farben.“ ??) Die energetische Theorie setzt eine unzulängliche Beschreibung des Staates als seine Definition. Auf die soziologische Theorie ist Dr. Adolf Menzel, wie schon die in der Klammer zitierte Anmerkung zeigt, besonders schlecht zu sprechen. Dennoch ist sie die einzige, die Licht in diese Wirrnis bringt: „Es gibt zwei grundsätzlich entgegengesetzte Mittel, mit denen der überall durch den gleichen Trieb der Lebensfürsorge in Bewegung gesetzte Mensch die nötigen Befriedigungsmittel erlangen kann: Arbeit und Raub, eigene Arbeit und gewaltsame Aneignung fremder Arbeit“ (das „ökonomische Mittel“ und das „politische Mittel“)<sup>2</sup>,

<sup>1</sup> Man vergleiche die hübsche Zusammenstellung bei Franz Oppenheimer „Der Staat“ (6.—10. Tausend) 1919, Seite 8 und 9.

<sup>2</sup> vgl. Oppenheimer a. a. O., S. 16.

„Volkstum und Staat, Recht und höhere Wirtschaft, mit allen Entwicklungen und Verzweigungen, die sie schon getrieben haben und noch treiben werden, entstanden gemeinsam in jenem Moment unvergleichlicher weltgeschichtlicher Bedeutung, in dem zuerst der Sieger den Besiegten schonte, um ihn dauernd zu bewirtschaften.“ Als drittes Mittel, um zu Reichtum zu gelangen, fügt Müller-Lyer das geneconomische hinzu, die Erbfolge.<sup>1</sup> Dies geneconomische Mittel kann wohl als die Methode bezeichnet werden, mit der die durchs politische Mittel zur Herrschaft gelangte Klasse ihre Herrschaft aufrecht erhält, solange es sich um Landbesitz handelt, und wodurch sie sich in gewissem Grade ökonomisiert. Durch die von der Gewerbstadt aus entfaltete neue ökonomische Kraft der Geldwirtschaft, die sich später zum Kapitalismus auswächst, langsam eingeengt, später mit ihr verschmolzen, politisiert sich diese vorwiegend ökonomisch bestimmte Doppelmacht in gewissem Grade dann umgekehrt wieder durch das geneconomische Mittel. In restloser Auswirkung führt dies Prinzip zum Verfall und Niedergang der Völker<sup>2</sup>.

Nur wenn es gelingt, aus diesem bisher unentrinnbar gewesenen Geschick oder Gesetz der Völker herauszukommen, nur dann kann auf eine neue Zukunft gehofft werden. Bisher war der Staat der organisierte Schutz der schrankenlosen privatrechtlichen Vererbung, die teils „ökonomische“, teils „politische“ Wirkungen auslöste. Wenn wir diese „Geneonomie“ zerbrechen — und andere Wege zu einer besseren Zukunft gibt es nicht, dann muß also eine Entstaatlichung eintreten. Jedesfalls muß sich der alte Staatsbegriff auflösen, und Oppenheimer schlägt für gewisse Neubildungen (Neu-Seeland) und im Sinne seiner Zukunftshoffnungen den Begriff der „Freibürgerschaft“ vor.

Diese aus Oppenheimer und Müller-Lyer erwachsene Theorie vom Wesen des Staates, wie er bisher in Erscheinung getreten, bezieht sich eigentlich nur auf die gesamte familiäre Epoche, und bei näherer Prüfung würde sich das überraschende Resultat ergeben, daß der Staat in der familialen Epoche Werkzeug der Familie, bei der Macht und Besitz unbegrenzt zu vererben war, gewesen ist, daß der Staat eine notwendige Begleiterscheinung

<sup>1</sup> vgl. Müller-Lyer, „Die Familie“, S. 265.

<sup>2</sup> a. a. O. S. 246 ff.

der sich differenzierenden Männerwelt ist (bei welcher Annahme sich starke Berührungen mit Blüher's Theorie vom Männerbunde finden). Mit dem Zerfall der Familie, mit der einsetzenden Differenzierung der Frauen muß auch der alte Staat sich zersetzen. Müller-Lyer deutet diesen Zusammenhang in jener treffenden Formel an:

„Schwache Gesellschaft: starke Familie, schwache Frau;  
Starke Gesellschaft: schwache Familie, starke Frau“<sup>1</sup>.

Aus dieser Erkenntnis vom Wesen des Staates ergibt sich auch der Zusammenhang zwischen Staat und Erziehungsmächten. Luther und Paulus, beide von der hochfamilialen Phase her belastet, beide aus dem Beginn spätfamilialer Phasen stammend, können sich nicht genug tun in der religiösen Verherrlichung der Familie und des Familieneigentums. Es liegt in dieser starken Betonung der Göttlichkeit der Familie und ihres Erbrechtes doch schon die Angst vor anderen Möglichkeiten. Man schaue in den lutherischen Katechismus und seine Erklärungen, man schaue in die Paulinischen Sprüche, die sie stützen, und wird auf Schritt und Tritt Belege für diese Einstellung finden. Die Eltern sind Gottes Stellvertreter auf Erden, so werden die Kinder unterwiesen, die Lehrer wieder sind deren Stellvertreter, also gleichsam auch gottähnlich. Die vaterrechtliche Auffassung beherrscht das Denken. Eigentlich hat er Gewalt über Leben und Tod. Und über allen Vätern steht der Landesvater, der Fürst, der unmittelbar von Gott erleuchtet wird<sup>2</sup>. „Es ziemt dem Untertanen, seinem König und Landesherren schuldigen Gehorsam zu leisten, und sich bei Befolgung der von ihm ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit übernimmt, und es ziemt ihm nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu legen.“ (Minister von Rochow auf eine Elbinger Adresse in Sache der Göttinger Sieben). „Goethes Schwiegertochter traf das rechte Wort, indem sie ein poetisches Märchen von dem „Herrscherwahnsinn“ eines chinesischen Kaisers erzählte. Größenwahn, der an Gotteslästerung

<sup>1</sup> „Phasen der Liebe“, S. 184, vgl. auch „Die Familie“, S. 342.

<sup>2</sup> Ludwig XIV. vom Fürsten: „Tenant pour ainsi dire la place de Dieu, il semble être participant de sa connaissance“. Œuvres 2,283 (Lamprecht XI,1, S. 43.)



streifte! Das war der Dämon, der allen diesen Fürsten zur Seite saß. Genährt von Schmeichlern, riß er gelegentlich auch die bescheideneren Naturen auf den Thronen zu Handlungen und Erklärungen fort, die nichts waren als Frevel und bei den kleinen Verhältnissen ihrer Macht, sowie bei ihren menschlichen Schwächen und Bedürftigkeiten sie und mit ihnen das monarchische Prinzip dem Spott und der Verhöhnung preisgaben.<sup>1</sup>

Friedrich Wilhelm IV. rüffelte höchstpersönlich die Professoren in Königsberg i. Pr.: „Die Universität soll ein Herd des Lichts sein, ihre Losung sei: Vorwärts! Aber sie folge ihr nimmermehr auf der Irrbahn des Kometen oder auf dem Wege der Feuersbrunst, die von Dunkel umhüllt vorschreitet. Die Früchte ihres Strebens seien Gottesfurcht — aller Weisheit Anfang, echte Treue, die da weiß, daß man dem Fürsten nicht dient, wenn man seine hohen Diener herabzieht.“ (1844.) Also nicht nur der Fürst ist tabu, auch seine hohen Diener, und die Wissenschaft hat in Gottesfurcht diesen Zustand zu verherrlichen.

Aber so fern liegen diese Dinge gar nicht: Wilhelm II. schreibt am 25. X. 1895 an Nikolaus II.: „Was ist nun die Folge zu Hause in unseren verschiedenen Ländern, wo die Republikaner Revolutionäre de natura sind und — mit Recht — behandelt werden als Leute, die erschossen oder gehängt werden müssen? . . . . Vergiß nicht: Faure sitzt — ohne persönliches Verschulden — auf dem Throne des französischen Königspaares „von Gottes Gnaden“, dessen Häupter französische Republikaner abgeschlagen haben. Das Blut der Majestäten liegt noch auf diesem Lande! Sieh es an, ist es seitdem wieder glücklich oder ruhig gewesen? . . . . Nicht, nimm mein Wort darauf, der Fluch Gottes hat dieses Volk für immer getroffen. Uns christlichen Königen und Kaisern ist die eine heilige Pflicht vom Himmel auferlegt, den Grundsatz „von Gottes Gnaden“ aufrechtzuhalten.“ Und am 28. XI. 1905: „Meine Vertreter im Ausland treiben nur eine Politik, und das ist die meine.“

Angewandt auf die Erziehung gestaltete sich das Bild folgendermaßen<sup>2</sup>: „Auch die Pädagogik — im weitesten Sinne dieses

<sup>1</sup> Georg Raufmann, „Polit. Gesch. Deutschlands im 19. Jahrh.“ S. 259.

<sup>2</sup> Nach Lamprecht, „Deutsche Geschichte“, 2. Ergänzungsband, 1. Hälfte, S. 423.

Wortes — mußte, bei dem konsequenten Denken des Kaisers, einbezogen werden in das System der Beförderung nationaler und politischer Zwecke durch die höchsten Mächte der Kultur“ (lies: in das System des Schutzes des familialen Erbrechts zugunsten der besitzenden Klasse auf Kosten des Proletariats. Der Verf.). „Kann in diesem Zusammenhang etwas noch charakteristischer sein als der Anfang der persönlichen Schulpolitik Wilhelms II. mit dem Erlaß vom 1. Mai 1889, betreffend die Aufgabe der Schulen bei Bekämpfung der Sozialdemokratie? Da wurde den Gymnasien vorgezeichnet: „In dem Geschichtsunterricht ist die Entwicklung unserer sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse insbesondere vom Beginn dieses Jahrhunderts bis zur gegenwärtigen sozialpolitischen Gesetzgebung darzustellen. . . . Die Belehrung über die Verderblichkeit der Sozialdemokratie hat hierbei, ohne in eine nähere Erörterung der sozialistischen Theorien einzutreten, an der Hand des gesunden Menschenverstandes zu erfolgen. Die Unmöglichkeit der sozialistischen Bestrebungen ist an den positiven Zielen der Sozialdemokratie nachzuweisen.“

So wurde die Pädagogik — hier direkt ausgesprochen — sonst indirekt durch den Druck der Behörden, vom Staate mißbraucht, um die bestehende „Ordnung“ zu erhalten. Und völlig analog den staatlichen Machtverhältnissen vollzog sich der Absolutismus an den Schulen. Althoff, ein Bismarck in Hochschulfragen, mißhandelte die preußischen Professoren nach allen Regeln der Kunst, ließ sie sich gegenseitig unterbieten; verstand es dann allerdings, den Universitäten gegen ihren Willen bedeutende Gelehrte aufzuzwingen. Er durchschaute das Zunft- und Cliquenwesen der Fakultäten — gibt es doch ganze Hochschullehrerdynastien, die mit Freundschaft, Schülerschaft und Verwandtschaft die Universitäten beherrschen (vgl. die germanistische Wissenschaft). Die zünftige Verfassung der Universitäten, getreue Entsprechung ihres mittelalterlichen Geistes, hat es ja dahin gebracht, daß allgemein die Rede geht, der sicherste Weg zur Professur sei die Einheirat — wie bei mittelalterlichen Handwerksmeistern, deren Zahl festgelegt war und in deren Reihen man bei Vakanz nur als Sohn oder Schwiegersohn einzudringen Aussicht hatte.

Der Absolutismus im Bildungswesen setzt sich entsprechend nach

unten fort: die Direktoren der höheren Schulen sind Autokraten mit guten Manieren und ohne solche. Sie repräsentieren die Autorität. Ein Schuldirektor hat recht, ein für allemal, gerade wie beim alten (und heutigen?) Militär der Vorgesetzte. Wie darf man sich auch an den hohen Dienern der Fürsten versündigen! Am eindeutigsten und ungefährlichsten sind die ehrlichen Tyrannen, die mit ihrem *sic volo, sic jubeo* jeden Zweifel ob ihrer Einstellung zur Selbstverantwortung von Lehrer und Schüler abschneiden. Oft sehr tüchtige Beamtennaturen, mit denen man bei aller Gegensätzlichkeit der Weltanschauung doch ehrlich und gut auskommen kann. Viel schwieriger sind die konstitutionellen Direktoren — stammt die erste Klasse von Schultyrannen gewöhnlich gerader Linie aus der autoritären Altphilologie, so ist die zweite vom liberal-manchesterlichen Geiste angehaucht, gebärdet sich modern, um mit Hilfe der gut geöhlten Konferenzmaschine unter dem Schein der Sachlichkeit stets ihre Wünsche durchzudrücken. Sie wissen sich sogar hinter Voten der Elternbeiräte, hinter Beschlüssen der Schulgemeinde zu verstecken, und es gehört ein geübtes Auge dazu, hinter der scheinbar makellos glatten Leinwand, auf die die Köpfe des Kollegiums, der Eltern, der Kinder projiziert werden, die Konturen des Direktors zu entdecken.

Nur wenige verhalten sich in diesen Fragen einfach sachlich und korrekt, ohne den Versuch, die Entscheidung der „Untergebenen“ zu beeinflussen.

Ganz genau so liegen die Dinge bei den Volksschulen, nur daß hier die Tyrannis sich in der Regel noch ungehemmter austobt und oft nicht einmal darauf Wert legt, den guten Schein zu wahren.

Und weiter strahlt der Glanz der Autorität vom Direktor auf die Lehrer. Doch es muß um der Gerechtigkeit willen gesagt werden: es handelt sich hier nicht um besondere Untertanengesinnung der Lehrer, verglichen mit anderen Beamtenkategorien; der ganze Staat mit seinen Beamtenheeren in Post, Eisenbahn, Militär, Gericht usw. usw. pflegt diesen Geist; er ist dem Wesen des Staates familialer Art eben innewohnend, nimmt natürlich in agrarischem Milieu unverfälscht ursprünglichere Formen an als in industrieller Umgebung.

Und die Rechtspflege sucht diesen Zustand zu schützen. Typisch dafür ist folgender Vorfall<sup>1</sup>:

Schülerkontrolle. Die nur von Jugendlichen geschriebene und herausgegebene Zeitschrift „Der neue Anfang“, welche sich besonders mit Schulfragen befaßt, enthielt in einer Rubrik, in der an kleinen tatsächlichen Vorkommnissen der Erziehungsbetrieb unserer höheren Schulen beleuchtet wird, folgende Notiz:

„Im Leibniz-Gymnasium Charlottenburg hat man zwei identische französische Übersetzungen (abgeschrieben) abgeliefert, und der Herr Professor Brassat gab (ohne den Schwindel zu merken) dem guten Schüler eine II, dem schlechten eine IV.“

Deswegen verklagte der Professor den Herausgeber der Zeitschrift wegen Beleidigung und übler Nachrede. Das Schöffengericht Berlin-Mitte stellte fest, daß der dem Angeklagten obliegende Wahrheitsbeweis erbracht worden sei; insbesondere daß der Professor selbst zugegeben habe, er pflege die Arbeiten guter Schüler nur oberflächlich zu korrigieren; daß ferner die ohne jeden Kommentar erschienene Notiz auch in ihrer Form rein sachlich sei. Dennoch verurteilte es den Angeklagten zu 30 M. Geldstrafe, weil diese erwiesen wahre Tatsache in einer Schülerzeitschrift erschienen sei. Dieser stehe das Recht der Tages- und Fachzeitschriften nicht zu, auf Mißstände hinzuweisen und zu deren Abstellung mitzuwirken; denn die Jugend müsse „vor zersetzendem Einfluß bewahrt werden“. Gegen dieses Urteil legte — wie uns mitgeteilt wird — der Angeklagte mit Erfolg Berufung ein. Es würde, wie der Verteidiger ausführte, die Wahrheitsliebe der Jugend nicht gerade stärken, wenn man ihr wahre Tatsachen des Schullebens durchaus verheimlichen müsse; ein Recht der Lehrer auf Immunität gäbe es nicht, mag man den Autoritätsgedanken noch so sehr überspannen. Außerdem übersieht das erste Urteil völlig, daß heute der Einfluß der Jugend — und damit ihrer Zeitschriften — auf Erziehungsfragen nicht unerheblich geworden ist, wie sich z. B. aus der Beziehung Jugendlicher zur Reichsschulkonferenz und zu den Prüfungsausschüssen des Lichtspielgesetzes ergibt. Der Verteidiger überreichte nicht weniger als 10 Jugendzeitschriften der verschieden-

<sup>1</sup> „Welt am Montag,“ am 15. November 1920.

sten Richtungen, die sich alle mit Schul- und Selbsterziehungsfragen beschäftigen. Das Landgericht kam daher, da es auch den Wahrheitsbeweis für erbracht ansah und jenen Vertuschungsstandpunkt gegenüber der Jugend für unberechtigt hielt, zu einem Freispruch des Angeklagten und legte dem Professor die Kosten des Verfahrens auf.

Das erste Urteil des Schöffengerichts Berlin-Mitte wird ewig ein Denkmal dafür bleiben, bis zu welchem Grade unser Volk zusammen mit den Fachrichtern noch autoritätsgebunden geblieben ist in einer Zeit, wo wir uns der freiesten Verfassung der Welt rühmen. Soziologisch sehen wir hier aber ganz deutlich, wie sich die väterliche Autorität mit der professoralen identisch fühlt und mit erhobenem Finger erklärt: „Liebes Kind, du hast ja leider recht, aber du bist doch sehr unbescheiden, und deswegen muß ich dich rügen!“

Dieser gesamte Autoritätskult des familialen Staates ist ideologisch verbrämt mit den Begriffen der Mannentreue gegen den Fürsten, mit vaterländisch-nationaler Gesinnung. Für Menschen dieser Denkungsart gibt es ja gar keine Möglichkeit, vaterländisch zu sehen, als durch diesen Riß an der familialen landesväterlichen Tür: als sähe ein Knabe durchs Schlüsselloch und sähe ständig den Uniformrock seines Vaters, der an der Innenseite hängt, und glaubte, der Vater sei dauernd drinnen und versperre ihm die Aussicht; so wird diesen Leuten jeglicher Ausblick in Volk und Menschheit durch den Fürstenrock verhängt, mag der Fürst selber auch fortgegangen sein. Dazu kommt noch, daß sich die Begriffe „Fürst“ und „Held“ für Menschen dieser Psyche identifiziert haben: so wie den Kindern ihr Vater der stärkste Mann ist — nach den Erfahrungen, die sie „von seiner Hand“ gemacht haben — so ist den großen politischen Kindern der Fürst als Vater des Vaterlandes der stärkste Mann der Welt. Das kann hochpoetische Formen annehmen, wie z. B. bei Walter Flex:

„Wir sind dem König von Preußen verschworen  
mit Leib und Seele, wie wir geboren.  
Wer auf die preußische Fahne schwört,  
hat nichts mehr, was ihm selber gehört.  
Weh dem, der des Königs Wege stört!  
Der König von Preußen kann ruhig gehen,  
wohin 's ihm gefällt.“

Soweit seine seidnen Fahnen wehen,  
ist sein die Welt.“

Das ist mit großer Reimfertigkeit in tausend Zungen der Kriegslirik verkündet worden — überall die gleiche Mentalität: das Volk klammerte sich — eigenen Denkens und Urteilens entwöhnt — in der Stunde der Gefahr an die väterliche Autorität des Landesherrn.

Und wenn wir die Auswirkung dieser familialen Einstellung bis in die letzten Geistespiegelungen verfolgen, so kommen wir auf die Fragen der gesamten Weltanschauung religiöser und philosophischer Art. Die religiösen Spiegelungen der familialen Gesellschaftsordnung sind ohne weiteres verständlich, Gott ist eben der pater familias für die gesamte Schöpfung, ist das im Großen, was der Fürst im Kleinen ist. Das Verhältnis des Menschen zu Gott ist das der „lieben Kinder“ zum „lieben Vater“. Jedes Volk dieser Epoche glaubt der Joseph oder Benjamin von Gott-Jakob zu sein. Die Ideologie des „auserwählten Volkes“ spielt ja in England eine ganz besondere Rolle. Aber auch der Deutsche pflegt diese sentimentale Gedankenreihe mit Inbrunst; man denke an den fürchterlichen Unfug mit dem Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen solle. Man denke an die Worte Fichtes:

„So seid unter allen neueren Völkern ihr es, in denen der Reim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zugrunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechtes auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde. . . . Es ist daher kein Ausweg; wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung“ (1808 im Druck). Gewiß ist es richtig, einem in Lethargie Versinkenden zu sagen: wenn du dich nicht aufraffst, ist's vorbei; da kann dir keiner helfen als du selber, von deiner Willensentscheidung hängt alles ab. Es bedeutet aber eine gewaltige, nur aus der übersteigerten Seelenerregung zu entschuldigende, nur aus der soziologischen religiösen Erbschaft objektiv zu begreifende Lästerung der Menschheit, sich selber die Erlöserrolle der Menschheit zuzusprechen. Aber unsere Tage haben wieder ganz ähnliche früh- und hochfamiliale Rückfälle gesehen, so

wie man bei den Kriegsandachten ein unwillkürliches Zurückgreifen vom spätfamilialen Neuen Testament auf das früh- und hochfamiliale Alte Testament erlebte.

Vom Standpunkt moderner Ideologie aus hat Paul Göhre in seinem wundervollen Buch „Der unbekannte Gott“ mit den christlichen Ideologismen abgerechnet. Er sagt<sup>1</sup>: „Selbst alle die großen, reinen und unvergänglichen Verdienste, die das Christentum in der Vergangenheit um die Menschheit sich erwarb, helfen diesem nun nichts mehr: der moderne Mensch erkennt sie alle freudig, dankbar und rückhaltlos an und wendet sich dennoch mitleidlos von ihm ab. Er steht immer still vor der Größe, Innerlichkeit und Einfalt aller ehrlich frommen Christen, deren es auch in unseren Tagen natürlich noch manchen gibt —, und schreitet doch alsbald unergriffen weiter, an ihm vorüber, über ihn hinweg, der ganz neuen Herrlichkeit entgegen, die seiner Seele Ziel und Erwartung ist. Auch auf Kompromisse läßt er sich nicht mehr mit ihm ein. Wo sie versucht wurden, scheiterten sie doch. Das Schicksal des Christentums ist besiegelt; keine Macht des Himmels und der Erde wird es mehr wenden. Seine Kraft ist erschöpft; das ewige Naturgesetz erfüllt sich auch an ihm.“

So deutlich die naive lutherische Form des Christentums sich als Ergebnis der familialen Denkweise darstellt, und so deutlich dieses Luthertum heute als Ideologismus erscheint, genau so wie die anderen Formen des Christentums, so schwierig ist diese Beobachtung beim philosophischen Denken.

Nehmen wir den Vater der neueren Philosophie, Descartes (1596—1650, lebte vorwiegend im freien und blühenden Holland). Um zwei Pole kreist sein Denken: um die Gottheit und um das Ich. „Mit der Realität der Gottesidee ist aber für Descartes nun in der Tat das eigentliche Prinzip und „Fundament“ auch der Objektsge-  
wißheit gewonnen, wie ihm die Gottheit selbst das gewisseste Objekt der Erkenntnis ist. Die Gottheit aber garantiert nun auch die Gewißheit der übrigen Objekte. Denn vom vollkommensten Wesen ist alle Täuschung ausgeschlossen; nicht so zwar, daß es nicht in der Macht und dem Können Gottes stünde, uns zu täuschen; sondern so,

<sup>1</sup> a. a. O. S. 81.

daß sein vollkommener Wille uns nicht täuschen wolle. Täuschen können könnte uns der vollkommen mächtige Gott gewiß; aber sein vollkommener Wille kann uns nicht täuschen wollen“<sup>1</sup>.

Das Ich wird aus dem Denken als seiend erkannt (sum cogitans).

Das Ich wird als dem All, dem Makrokosmos, entsprechender Mikrokosmos empfunden.

Lamprecht hat auch hier, wie so oft, das richtige Gefühl in der Beurteilung der geistigen Beziehungen, ohne zur vollen Konsequenz der Zusammenhänge zu kommen; er sagt: „Für ihre (die Philosophie des individualistischen Zeitalters) Entwicklung machte sich vielmehr ein Zug geltend ähnlich dem, der in der Staatslehre zur Gegenüberstellung von souveränem Individuum und souveränem Staat geführt hatte, und dieser bedingte die Deduktion“<sup>2</sup>. Hier haben wir in nuce die ganze gesellschaftliche Lage der Zeit: der familiäre Staatsbegriff übersteigert sich im Absolutismus, in der polaren Gegenwirkung wächst das Selbstbewußtsein des Individuums, Entwicklungsreihen, die zur Bersekung und Auflösung der familialen Weltanschauung führen mußten. Man denke daran, daß zu der Zeit, als Descartes seine epochemachenden Versuche veröffentlichte, Ludwig XIV. den Thron bestieg.

Ganz eindeutig ist die Situation bei Hobbes (1588—1679), der mit einem Wort als Philosoph der absolutistischen Stuarts bezeichnet werden kann, dessen Philosophie unmittelbar durch politische Probleme beeinflusst wurde. Kein Philosoph hat dem Absolutismus ein so überschwängliches Loblied gesungen. Selbsterhaltungstrieb ist das oberste Gesetz. Zur Regelung der an sich gegeneinander strebenden Selbsterhaltungstrieb dient der Staat, der seine Aufgabe nur erfüllen kann, wenn der einzelne auf alle Eigengewalt verzichtet, wenn der Staat omnipotent ist.

Wenn man sich der Selbstzerfleischung des englischen Adels erinnert, dann hat man die gegeneinander strebenden Selbsterhaltungstrieb (in schrankenloser Geneonomie), und der Absolutismus, der daraus erwachsen, vereinigt die Reste um sich zu gemeinsamer Wehr gegen das von der Gewerbstadt ausgehende ökonomische

<sup>1</sup> Bruno Bauch.

<sup>2</sup> Deutsche Geschichte, Band 6, S. 188.



Prinzip, gegen das kapitalistisch erstarkende Bürgertum, bis sie sich in Erkenntnis gemeinsamer geneconomischer Interessen konstitutionell verbrüdernd — und der Philosoph dieser Gesellschaftslage nach der glorreichen Revolution von 1688 ist John Locke († 1704).

So könnte man die Dinge weiter verfolgen. Die Emanzipation des deutschen ökonomischen Bürgertums vertritt Kant, aber auch ihn belastet noch die Tradition der familialen Phase, die praktische Vernunft.

Ganz besonders lockend wird das Problem, wenn es sich um Persönlichkeiten handelt, die zwischen zwei Menschheitsepochen stehen und Züge zweier Welten tragen: Goethe ist ein Kind der familialen Epoche und auch schon ein Vater der personalen. Groteske Gegensätze zwingt der titanische Wille eines Nietzsche: hochfamiliale Ethik vergangenster Tage und hochpersonale Ethik künftiger Tage biegt er mit trotziger Seele zueinander wie jener junge Riese die Wipfel der Bäume, um seine Opfer zu zerreißen — ihn selber zerriß die auseinanderdrängende Kraft dieser unvereinbaren Mächte.

Eine solche Analyse bis ins einzelne durchzuführen, ginge über den Rahmen dieser Untersuchung hinaus, so reizvoll es wäre.

Diese Andeutungen müssen genügen, um als bewiesen gelten zu lassen, was vorhin behauptet wurde: auch die philosophischen Systeme sind Geburten aus der Gesellschaft, sind der Reflex der ökonomischen Lage der Zeiten. Auch sie werden zu Ideologismen, wenn sie erstarren und weiterhin auf der Gesellschaft lasten, sobald in den Gründen der Ökonomie das Zeitgebäude wankt und erschüttert ist.

Die Philosophen, die von dem Geist der werdenden Gesellschaft künden und nicht nur Sprachrohr der herrschenden Gesellschaft sind, werden von den Zeitgenossen infamiert und gebannt: die „voraussetzungslose“ Wissenschaft sperrt ihnen die Tore. Das Martyrium eines Giordano Bruno, eines Spinoza, eines Schopenhauer, eines Nietzsche zeigt das Verständnis der herrschenden Gesellschaft für solche Ränder des Werdenden.

Zur Charakteristik ein Bericht über das Leben Spinozas (1632 bis 1677) (nach Bruno Bauch): „Die Konflikte mit der jüdischen Synagogengemeinde konnten nicht ausbleiben. Ihr Resultat war, da ihn keine Anlockung zur Unterwerfung verführen konnte, die Ausstoßung aus der Gemeinde. Völlig vereinsamt und auf sich ge-

stellt, dabei krank und schwächlich, aller Hilfsmittel entblößt, lebte er dennoch ein ganz der Erkenntnis der Wahrheit gewidmetes Leben, wie es reiner und lauterer nicht gelebt werden kann. Um völlig unabhängig zu sein, lehnte er auch die Unterstützung einiger wissenschaftlicher Freunde, die ihm noch geblieben waren, ab und erwarb sich den Unterhalt seines Lebens, das keine anderen Bedürfnisse als die Selbstbelehrung hatte, durch Schleifen optischer Gläser. Die Verfolgungen ruhten nicht. Wie Descartes, so mußte auch Spinoza öfter seinen Aufenthalt wechseln, bis er im Haag zunächst seine Ruhe fand. Als aber seine ersten Schriften erschienen, begann der Lärm in allen theologischen Lagern. Auch die christliche Theologie, nicht bloß die jüdische, ward nun gegen ihn rege. Seine Freunde selbst wurden ängstlich. Vereinsamer denn je stand er in der Welt, als er sein Hauptwerk vollendet. Schon das Gerücht, daß es erscheinen sollte, verursachte einen Aufruhr gegen ihn. Er konnte eine Wirkung dieses Wertes erst von der Zeit nach seinem Tode erhoffen, der ihn dann auch im Jahre 1677 von seinem körperlichen Leiden und seinen Verfolgungen erlöste.“ . . .

Das ist der elementare, durch nichts gebändigte und gehemmte Haß der herrschenden Gesellschaft, die mit allen Mitteln der Gewalt öffentlicher und heimlicher Art, der Lüge und des Schmutzes den zu vernichten sucht, der sich in den Dienst der kommenden Generationen stellt.

Die Universitäten und Schulen weisen solche Männer und Frauen aus ihren Hallen, dort darf nur staatlich konzessionierte Lebensweisheit verabfolgt werden.

Diese lautet in bezug auf die Erkennbarkeit Gottes:

„Ist Gott erkennbar? Kant († 1804), Schleiermacher († 1834) und andere haben diese Frage verneint. Dagegen hat der Pantheist Spinoza († 1677) behauptet, das Wesen Gottes so genau durchschauen zu können wie die geometrischen Verhältnisse eines Dreiecks. Beide Anschauungen sind falsch. Gott ist für uns erkennbar; denn er hat sich uns geoffenbart (siehe S. 40 ff.). In der Natur, im Gewissen, in der Geschichte können wir sein Walten beobachten; am meisten erschließt uns die Heilige Schrift das Verständnis für unsern himmlischen Vater. Doch auch die gläubigste Forschung reicht nicht hinein bis in das innerste Wesen Gottes; denn er wohnt ja in

einem Lichte, da niemand zukommen kann<sup>1</sup>. Unsere Gotteserkenntnis wird zunächst durch unsere eigene beschränkte menschliche Natur beeinträchtigt, sie ist also anthropomorphistisch, und außerdem hängt sie von dem Maße ab, in dem wir uns Gott hingeben.“

Der Abschnitt stammt aus dem Buche: „Die evangelische Religionsfakultas. Hilfsbuch zur Erlangung der Lehrbefähigung für evangelische Religion, vornehmlich in den mittleren Klassen der höheren Lehranstalten“, es ist 1906 zuerst erschienen und heute noch das Paßbuch zum Examen und enthält die amtlich erwünschte Überzeugung für gute Untertanen und Oberlehrer.

Von seiten der katholischen Kirche sind derartige „Gebundenheiten“ nicht weiter erstaunlich, und dennoch ist es von hohem Interesse zu sehen, wie rein sich hier hochfamiliale Einstellung erhalten hat:

„Primo igitur ad studia quod attinet, volumus probeque mandamus ut philosophia scholastica studiorum sacrorum fundamentum ponatur . . . Quod rei caput est, philosophiam scholasticam cum sequendam praescribimus, eam praecipue intelligimus, quae a Thoma Aquinate est tradita.

His omnibus praeceptionibus tum nostris tum decessoris nostri oculos adiici oportet, cum de seminariorum vel universitatum catholicarum moderatoribus et magistris eligendis agendum erit. Quicumque modo quopiam modernismo imbuti fuerint, ii, nullo habito rei cuiusvis respectu, tum a regundi tum a docendi munere arceantur; eo si iam funguntur, removeantur<sup>2</sup>.“

Die scholastische Philosophie, vor allem die des Thomas von Aquino, ist also die Grundlage eines guten Katholiken, wer des Modernismus irgendwie verdächtig ist, soll rücksichtslos von Leitung und Lehre an Seminaren und Universitäten ferngehalten, wenn schon im Amte, entfernt werden.

Die bescheidenen Versuche aber, die bisher gemacht worden sind, philosophische Grundbegriffe und Systeme an höheren Schulen zu erörtern, gipfeln in Rant und dessen „praktischer Vernunft“, gerade

<sup>1</sup> 1. Timothy. 6, 16. Vgl. auch Joh. 1, 18: Niemand hat Gott je gesehen usw.

<sup>2</sup> Enzyklika „Pascendi dominici gregis“, 8. September 1907.

also in dem, wo Kant von Vergangenheit am stärksten belastet ist. Der kleine Leitfaden von Debo<sup>1</sup> schließt:

„Deshalb glauben wir an ein allgerechtes und allmächtiges Wesen, das in einer jenseitigen Welt den Ausgleich zwischen der Würdigkeit zum Glück und dem tatsächlichen Glück herstellt.

„Dann wägt, die Wagschal' in der gehobenen Hand,  
Gott Glück und Tugend gegeneinander gleich;  
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,  
Tönet in ewigen Harmonien.“

Die Existenz eines solchen, ganz aus der Kette der Erscheinungen gelösten Wesens, Gottes, läßt sich in keiner Art beweisen, so wenig als ihre Unmöglichkeit. Aber sie ist ein Postulat, eine Folgerung, die sich aus unserer sittlichen Natur ergibt, d. h. dann ergibt, wenn wir in der Welt einen Sinn und eine Vernunft anerkennen. Da aber, wie wir fanden, auf dem Entschluß zu dieser Anerkennung zuletzt auch das Zutrauen zu unserer theoretischen Vernunft beruht, so darf er auch der praktischen als Grundlage dienen.“<sup>2</sup>

Dem gegenüber vergleiche man Paul Göhre:

„Gott ist allmächtig,“ spricht der Christ. „„Höre, Christ, nicht allmächtiger als ich; und keiner von euch vermag das Gegenteil zu beweisen,““ antwortet er. „Aber er tut Wunder!“ „„Taste jedes Wunder an, und es zerfließt zwischen deinen Fingern.““ „Gott ist allwissend.“ „„Das verkünden Christen, die von sich selbst gestehen, daß wir nichts wissen können — und wissen und sagen doch, daß er allwissend sei!““ „Gott ist ewig.“ „„Was ist ewig? Sag' mir, Christ, was ist Ewigkeit? Du schweigst? So schweige auch vom ewigen Sein Gottes, denn sonst weißt du nicht, was du redest.““

Hier klingt die Stimme der werdenden Menschheit; in den amtlichen Lehrplänen für die Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten in Preußen von 1908 heißt es:

„Unterstützt von der Gesamttätigkeit der Schule verfolgt der evangelische Religionsunterricht das Ziel, die Schülerinnen durch Einführung in die Heilige Schrift und in das Bekenntnis der Gemeinde zu einem ihrer Reife entsprechenden Verständnis und zu

<sup>1</sup> Leipzig 1913.

<sup>2</sup> Man vergleiche zu diesem Schluß die früher erwähnte Deduktion von Descartes.

lebendiger, religiös-sittlicher Aneignung des evangelischen Christentums zu erziehen“ usw.

Die Gesellschaft pflanzt sich in der Erziehung fort; die alte Gesellschaft übermittelt die ihr heiligen Ideologismen, die werdende Gesellschaft ringt um ihre Ideologie. Die alte Gesellschaft wirft der Jugend ihre Ideologismen: Recht, Moral, Stand, Vaterland, Religion und Philosophie zwischen die Füße wie Knüppel, um sie zu Fall zu bringen vorm Gößen des familialen Geistes, die neue Gesellschaft ist werdend und fühlt sich in diesem Werden wesensverwandt mit der Jugend, hat keine Dogmen und festen Wahrheiten, sondern ist suchend und kämpft um die neue Ideologie, um die neue Erziehung. Immer aber handelt es sich um die Zukunft, um den Erben, immer handelt es sich um die Jugend.



## 2. Kapitel:

## Die Struktur der heutigen Jugend.

Die Lage der heutigen Jugend wird natürlich in allererster Linie bedingt durch die ökonomische Lage des Elternhauses, und damit ist die Jugend unter die im vorigen Kapitel geschilderte Herrschaft der Ideologismen gestellt, die nicht nur die bürgerliche Gesellschaft belastet, sondern die bis tief hinein in die proletarischen Elternhäuser wirkt. Entsprechend der schon oben angedeuteten geistigen Haltung weiter Kreise, die früher durchaus zur bürgerlichen Gesellschaft zählten, heute zum Proletariat geworfen sind, aber noch die Ideologismen ihrer Vergangenheit als „kostbarste“ Erbschaft mit sich schleppen, entsprechend dieser Haltung ist das Wort vom bourgeois mit negativem Vorzeichen berechtigt.

Diese Bedingtheiten und Lasten werden für den größten Teil der Jugend gerade darum unerträglich, weil sie sowieso in der eigenen Entwicklung den Entwicklungsgang der Menschheit, speziell des eigenen Volkes, kurz wiederholt, und weil sie durch den Druck der rings herrschenden Ideologismen im Wachstum gehemmt wird, so daß eine Überwindung der „Bürgerlichkeit“ fast unmöglich wird. Die Jugend wiederholt am eigenen Leibe den Entwicklungsgang der Menschheit, besonders den der familialen Epoche und muß, falls sie gesund und lebendig bleibt, hindurchschreiten bis zur Gegenwart, bis an die Schwelle der personalen Epoche. Die ganze Umwelt ist voll von familialen Ideologismen. Was Wunder, daß die meisten Jugendlichen nicht die Kraft haben, diesen doppelten Kampf im Innern und in der Außenwelt siegreich zu führen, daß die Last der Außenwelt sich so schwer auf die inneren Kräfte legt, daß sie erlahmen. So bleibt ein großer Teil unserer Jugend auf dem Standpunkt der familialen Entwicklungsstufe stehen, wird starr und innerlich tot, und dieser Jugend Nachkommen werden später von neuem den gleichen verzweifelten Kampf kämpfen. Bis doch hier und da eine Familie nach der anderen vom neuen Geiste erobert wird und dann die Kinder solcher Häuser in anderer Lebensluft aufwachsen, die ihre Entwicklung nicht hemmt, sondern fördert.

Dieses biogenetische Gesetz ist von außerordentlicher Bedeutung schon allein wegen des ungeheuer starken Lebensprozesses,

den junge Menschen im Vergleich zu älteren dabei erleben. Man denke sich: Jahrtausende der Menschheitsentwicklung werden etwa bis zum 21. Lebensjahr im Sturmschritt durchheilt! Und wie kriecht nachher die Entwicklung weiter, wie unendlich langsam. Wie mühsam wird nur ein Fußbreit des Zukunftslandes erobert! Was macht nicht schon im ersten Lebensjahr das Kind für eine gewaltige Entwicklung durch: vom ganz Animalischen bis zum Erwachen der Geistigkeit, bis zu den entzückenden Spiegelungen zarten Seelenlebens auf dem weichen Gesichtchen. Was ist, verglichen mit dem Sprechenlernen, alles, was der Mensch im späteren Leben leistet! Aber in all diesen Aufgaben unterstützt ihn allerdings die Solidarität der gesamten Gemeinschaft, während er bei weiterer Entwicklung immer mehr aus dem großen Haufen herauskommt, um, falls er lebendig bleibt, schließlich unter die Spitzen-Patrouillen der Menschheit zu geraten, wo er endlich ganz auf sich selber gestellt ist und in unendlicher Vereinsamung in unbekanntes Land dringt.

Natürlich erhält dies biogenetische Gesetz seine besondere Färbung zunächst durch die nationale Spielart der Menschheit, innerhalb deren der Jugendliche erwächst und endlich durch die familiäre weitere Nuancierung. In den meisten Familien ist ja nur eine außerordentlich schwache bewußte Familientradition vorhanden; über die Großeltern hinaus reicht das Gedächtnis der Familien äußerst selten. Und doch würde eine genaue genealogische Forschung hier wichtigste Aufschlüsse geben können. Natürlich darf sie sich nicht auf den namentragenden Mannesstamm beschränken. Sonst kommen wir zu so unzulänglichen Resultaten wie bei der Habsburger Unterlippe, die sich trotz starker Inzucht nur bei 18 von 139 Mitgliedern finden soll.<sup>1</sup> Nach der Chromosomentheorie ergibt sich für die befruchtete Eizelle nach den Berechnungen v. Gruber's und Rüdins die Möglichkeit von 16,7 Millionen Kombinationen.

Von einem Elternpaare könnten also, rein mathematisch gesprochen, über 16 Millionen verschiedenartige Kinder abstammen<sup>2</sup>. Man vergegenwärtige sich dazu, daß jeder Mensch, bereits in der 17. Generation, von ihm aus rückwärts gezählt, also etwa im

<sup>1</sup> Nach Heinrich Bayer, „Vererbung und Rassenhygiene“, zitiert bei Müller-Lyer, „Die Zählung der Vornen, 1. Teil, S. 67—68. <sup>2</sup> Müller-Lyer, ebendort S. 69.

14. Jahrhundert, rund 80000 Ahnen hat, natürlich unter der rein theoretischen Voraussetzung, daß nirgends Verwandten-Ehen vorliegen, die in Wirklichkeit außerordentlich häufig sind.

Eine Bedeutung für langsame Beeinflussung des Spermas oder des Eichens kann wohl nur dann in Frage kommen, wenn in diesen Familien bei starker Inzucht ganz bestimmte Beschäftigungen dauernd betrieben werden, nicht nur durch 2 oder 3 Generationen. Vielleicht aber ist folgender Einzelfall doch von symptomatischer Bedeutung. Aus der Familie, von der wir oben den Bildungsgang des 1754 verstorbenen Mitgliedes und Elbinger Patriziers zitierten, liegen genauere Angaben über die Ahnen vor. Da ergibt sich, daß für 9 Generationen (von c. 1600— c. 1900) unter 35 männlichen beruflich bekannten Ahnen 15 Geistliche, Lehrer und Organisten sind. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Ziffer sich noch bedeutend erhöhen würde, falls genaueres Material da wäre. Bei einzelnen Strängen dieser Ahnentafel liegt ein durch 5—6 Generationen nachweisbares akademisches Studium vor, und dieses Studium ist in einer Reihe von Fällen durch 3 bis 4 Generationen stark theologisch bestimmt. Gewinnt es dann nicht eine eigentümliche Beleuchtung, wenn ein 12½-jähriger Sprößling dieser Familie, Untertertianer, in einem Briefe um das Jahr 1900 schreibt (aktenmäßig nach Stil, Rechtschreibung usw.):

Meine liebe alte Herzensmutter!!!

Jetzt, nachdem Karl endlich angefangen hat, Dir sein Herz auszuschütten, fühle ich auch das dringende Bedürfnis, dasselbe zu thun. Ich wollte es schon lange mündlich thun, aber es kam mir immer so komisch vor, wenn ich Dich rufen sollte abends im Bett, um Dir mein Herz auszuschütten, weil ich immer dachte, was soll ich sagen, wenn Mutter fragt, was ich will? Und wenn ich Sonntags in Deine gute Stube dazu kommen wollte, war es mir so, als ob meine Kehle zugeschnürt wäre. Es ist eigentlich komisch, daß wir, obgleich Du noch gar keine Antwort gegeben hast, und obgleich wir garnicht wissen, wie Du es aufnehmen wirst, Dir unsre Herzen ausschütten. Aber ich habe den Heiland gefragt und da habe ich die völlige Gewißheit, Du wirst mir verzeihen, daß ich bis jetzt noch nicht angefangen habe, und wirst mich ganz verstehen. Jetzt lerne ich auch erst kennen, wozu man seine Mutter hat, früher dachte ich,



Et. Lina wäre doch eigentlich ebenso nett wie Du, und manchmal schenkt sie mir auch noch Geld, wozu hat man da noch ne Mutter? Man kann ja ebenso gut so auskommen! Aber jetzt merke ich erst, was wir an unserer Mutter haben! Durch die Geschichte, die Dir Karl schon erzählt hat kam es auch, daß ich nicht wagte mich Dir anzuvertrauen, was für Dich (glaube ich) besonders hervortrat als wir (Deiner Ansicht nach und wie Du es nanntest) „Geheimnisträmerei“ trieben. Hierzu war der Grund folgender: In dem letzten Vierteljahr war ich in der Schule (im Verhältnis zu meinen früheren Leistungen) bedeutend schlechter geworden, so daß eigentlich wenig Hoffnung blieb (für mich) erster zu bleiben. Mir war aber der Gedanke so schrecklich, wenn ich mir ausdachte was die Jungs aus meiner Klasse, Tante Lina und alle Verwandten und Bekannten hauptsächlich aber ihr dazu sagen würden wenn ich runter käme. Du mußt nämlich wissen, daß ich ganz entsetzlich ehrgeizig bin (ich glaube, das wußtest Du noch nicht) und da habe ich die halben Nächte wach gelegen, immer von dem Gedanken verfolgt „Wer wird erster werden, Müller oder ich?“ Aber nicht nur in der Nacht, sondern auch am Tage verfolgte es mich wie ein Gespenst, so daß ich mir so viel wiemöglich Zerstreuung suchte, denn bloß dann wich das Gespenst zeitweilich (daher kam es auch, daß ich immer so traurig war, wenn Du mir nicht erlaubtest, mehr denn 50 Seiten<sup>1</sup> zu lesen, und daß ich auch oft dies Gebot übertrat). Aber schließlich gelang es mir durch die Hilfe des Heilands, zwar auch bloß durch Aufgebung der halben Nächte, die Bitte „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden“ zu verstehen und mich ihr zu unterwerfen. Zwar kostete daß sehr viele Kämpfe und ganz sie zu verstehen, gelang mir auch erst in der letzten Schulwoche. Um so größer war, wie Du Dir denken kannst, die Freude, als ich doch erster blieb. Zwar war am Zensurentage selbst meine Spannung nicht groß, denn wir hatten ja auf dem Zettel von Herrn N. . unsre Rangordnung schon gesehen. Und daraus kannst Du Dir auch meine große Freude erklären, als es hieß, es ginge nach L., raus aus Schwermütigkeit und Traurigkeit in die frische, freie Luft. Und meine Hoffnung hat sich nicht (Inbetreff L.) getäuscht. Außerdem be-

<sup>1</sup> Aus Karl May! Das ergibt sich aus weiteren erhaltenen Briefen.

wirkte die Geheimnisträmerei einen immer breiter werdenden Riß zwischen Karl und mir. Das kam daher, daß wir beide den Heiland auf verkehrten Wegen suchten. Wir sprachen noch gestern nachmittag zusammen darüber, und Karl sagte, er wäre damals zu sehr Gesezesmensch (also in der Weltgeschichte [angewandt auf uns] das Mönchtum) gewesen während ich zu sehr freisinnig wurde und es mir auf kleine Sünden nicht mehr ankam, weil ich zu sehr mit großen Kämpfen beschäftigt war. Leider erweiterte sich der Riß auch noch in diesen Ferien, weil keiner von uns von seinem vermeintlich richtigen Weg abweichen wollte, aber Gott sei Dank ist dieser Riß durch das Büchlein „Sage es Jesu“ verschüttet. Das war nämlich ganz wunderbar, wodurch ich Sage es Jesu bekommen habe und Gottes Führung und des Heilands Hand war wieder so deutlich zu sehen.

Es wird dann noch berichtet, wie sich diese Führung Gottes vollzog, wie der Bub, nach Lektüre beim Großvater suchend, auf dieses Büchlein stieß.

Wir halten diesen Brief für merkwürdig in mehr als einer Beziehung. Zunächst die typischen Angstzustände, die Hemmungen im Jugendlichen, wenn er sich einem Erwachsenen gegenüber aussprechen soll: die Kehle ist ihm wie zugeschnürt. Er weiß genau, wenn er mit seinem quellenden, spontanen Leben kommt, schüttet sich sofort die ausgesiebte Logik pulverisierter Ideologismen hinein und verschüttet seine Gründe. Es ist ganz offenbar, daß es hier die Distanz von der Heimat ist, das Entrücktsein, was ihn über diese Hemmungen hinweghebt, was ihm hilft, an die richtige Aufnahme seiner Worte zu glauben. In diesem Abstand wird ihm zum ersten Male klar, was Mutterliebe ist, in der Nähe und Wirklichkeit ist das augenscheinlich nicht so deutlich geworden. Zu dem Druck, der von seiten der Mutter auf dem Tertianer lastet, kommt der Druck der Schule, der ihn, den frühreifen, für die Klasse zu jungen und doch wieder merkwürdig alten Knaben doppelt trifft: ist er doch durch die Erbschaft der Väter mit besonderem Ehrgeiz wissenschaftlicher Leistungen belastet. Und nun die religiöse Seite: der Knabe ist mit seiner Entwicklung offenbar in die hochfamiliale Phase eingetreten: das religiöse Erlebnis ist bei ihm zündend eingeschlagen. In der Frühfamilialen hat er halb heidnisch, halb naiv-

unbewußt gelebt, er nennt es selbst „freisinnig“, es sei ihm auf kleine Sünden nicht so sehr angekommen. Nun sieht er unter dem religiösen Erlebnis die Verhältnisse wie neu, sieht in der Mutter die göttlich gesezte Ordnung und erkennt sie, spürt das Entwicklungsgesetz bewußt (gewiß angeregt durch den älteren Bruder), beachtet zum ersten Male Unterschiede — differenziert sich. Und ganz gewiß nimmt dies Erleben so starke religiöse Formen an, weil in der Familie ein so ausgesprochener Einschlag religiös-theologischer Art ist. In anderen Familien würde sich dieser Einschnitt vielleicht als neues künstlerisches Sehen und Gestalten dokumentieren, in anderen als Durchbruch technisch-bauender, bastelnder Anlagen.

Ein eigenartiges Zeugnis dieses hochfamilialen religiösen Erlebens in Schülerherzen bietet das Büchlein: „Jesus in unserm Schülerleben“, Bilder aus einer Jugendbewegung von Udo Degenfeld<sup>1</sup>. Einige Stichproben (Chronika pag. prim.):

„Der Kreis ist ungefähr am 15. März 1909 entstanden (Randbemerkung: wie nachträglich festgestellt wurde, ist er am Mittwoch, den 17. März 1909, entstanden). Der Unterprimaner Siegmund König versammelte von Zeit zu Zeit in seiner Wohnung, Aufgangstraße 9, II, links, Eckzimmer, einige Gymnasiasten, um durch gemeinsame Bibelbesprechungen nähere Beziehungen zu diesen zu bekommen. Als Text wurde das Johannesevangelium gewählt.“ ...

„Unserm ‚Organisator‘, dem mit dem Schnurrbart, sagte mal einer seiner Kameraden: ‚Du, du wirfst aber mächtig orthodox.‘ Wir haben nichts davon gemerkt, wenn er in seinem gelben Afrikaneranzug mit der Mandoline bei uns saß und sang. Sein höchster Ton war das Grund-C.“ ...

„Unterm 4. XII. Es wurde nochmals das Judasproblem angeschnitten.“

Unterm 15. und 22. Januar 1910: „Sodann fand unter fünfzehn Leuten eine Diskussion über das Tanzen statt. ... Die Frage konnte jedoch wegen Zeitmangels noch nicht beendet werden und wurde auf die nächste Zusammenkunft vertagt.“ ...

Später (über das Tanzen): „Die Mehrzahl war dagegen, weil sie unser neues Leben bejahte, in morgensfrischer Einseitigkeit. Dies

<sup>1</sup> Furche-Verlag 1917.

aber bejahen hieß für uns damals das Tanzen verneinen. . . . Da polterte einer dazwischen . . . „Ich tanze sehr gern, tanze auch oft; aber was das Ekelhafte dabei ist, das sind die aufreizenden Toiletten der Mädchen. Sonst, das Tanzen an sich möchte ich nicht missen.“ „Ja,“ hielt ihm einer entgegen, „dann tanze doch ‚an sich‘.“ — —

Man vergleiche hierzu folgende Ansprache:

„Liebe Kongreganistinnen!

Eins der beliebtesten unter den so gefährlichen Weltvergnügen ist der Tanz. Darum ein paar Worte über die Gefahren des Tanzes für die Tugend der Reinheit.

1. Es läßt sich nicht leugnen, daß es Tänze gibt und geben kann, die erlaubt und gefahrlos sind. Von diesen rede ich nicht, sondern nur von den gefährlichen Tänzen, wie sie heutzutage so oft sind.

2. Immer und überall ist die Gefahr des Tanzes für die Tugend der Reinheit anerkannt worden.“

(Folgen „Beweise“ aus dem Altertum „nemo saltat nisi ebrius“, aus der christlichen Zeit, aus Bibel und Kirchenvätern: „Der weltliche Tanz ist nichts anderes als ein Kreis, dessen Mittelpunkt der Teufel und dessen Umkreis seine Sklaven sind; daher ist selten oder vielmehr nie ein Tanz ohne Sünde“ — so der heilige Karl Borromäus, — aus der Natur des Tanzes — sinnlicher Reiz in der Annäherung beider Geschlechter, Ballkleid und Tanzweisen, Nachtzeit und Heimweg, sinnliche Musik, erhitzende Getränke usw.).

„3. Ist der Tanz für dich nächste Gelegenheit, so darfst du nicht tanzen. Ist er das aber nicht, so magst du tanzen. Aber tanze:

a) mit „guter Vorbereitung“;

b) tanze wenig, (Beleg)

c) mit guter Nachbetrachtung. Die heilige Adelheid sticte nach dem Tanze an ihrem Leichenkleide.“

(4. Beispiel aus dem Leben des hl. Alloysius.)

„Kongreganistin, schau oft in diesen Spiegel der Tugendhaftigkeit!“

Diese Ansprache ist dem „Handbuch für die Leiter der Marianischen Kongregationen und Sodalitäten“ entnommen, das Rektor Johannes Dahlmann 1903 in zweiter Auflage mit bischöflicher Approbation erscheinen ließ. Die Anzahl der Kongregationen betrug nach dem Verfasser am 1. Januar 1900: 23718 mit über 7 Millionen Mitgliedern.

Erleben wir in diesen Diskussionen der deutschen Jugend zu Beginn des 20. Jahrhunderts nicht kurz mittelalterliche Problematik? Sind es nicht familiäre Hemmungen stärkster Art, die hier von neuem überwunden werden müssen, vor denen so unzählige dieser jungen Menschen dann erschöpft liegen bleiben? Ganz zweifellos wirkt hier das biogenetische Gesetz sich mit doppelter Wucht aus, weil die Familien- und Schultradition der konfessionellen Schulen die allgemeine Entwicklung in ganz bestimmte Bahnen zwingt und festhält. Doch wäre es eigentlich Aufgabe einer biologischen Pädagogik, diesen Vorfragenkomplex der Vererbung und Verstärkung physischer und psychischer Anlagen zu untersuchen.<sup>1</sup> Da wäre die Frage der doppelgeschlechtlichen Struktur jedes Menschen zu erörtern, da wäre der rhythmische Ablauf des Lebens näher darzulegen. Aus der ersten Frage erwachsen die folgenschwersten Tatsachen — nicht nur auf dem Gebiete der sogenannten sexuellen Irrungen, sondern auch auf dem positiven der künstlerischen Beanlagung, der Links- und Rechtsbetontheit des menschlichen Körpers (Linkshänder!); aus der zweiten ergeben sich die wichtigsten Schlüsse auf Gesetzmäßigkeit alles Lebensablaufes. „Was ist erschütternder als die Tatsache, mit der ich Sie ein früheres Mal bekannt gemacht habe,“ sagt der bekannte Berliner Arzt Wilhelm Fließ in seinem Buch „Vom Leben und vom Tod“<sup>2</sup> — „was ist erschütternder als die Tatsache, daß das Geburtsdatum der Enkel und Urenkel vom Todestage der Groß- und Urgroßmutter zeitlich und ziffernmäßig genau abhängig sind.“ Und an anderer Stelle<sup>3</sup>: „Das Kind trägt das körperliche Erbgut seiner Eltern, aber damit auch ihre Zeiten. Man verfolge nur an den periodischen Tagen der Mutter das Befinden der Kinder, und man wird den Zusammenhang beider nie vermissen. Wie oft brechen Krankheiten der Kinder an diesen Tagen aus! Infektionskrankheiten nicht ausgenommen. Und der einleitende Schüttelfrost fällt auf die Stunde mit dem Eintritt der mütterlichen Menses zusammen. Es müssen nicht immer so grobe Störungen sein. Aber deutliche Veränderungen der Stimmung, der Auffassungsgabe, der Kräfte zeigen

<sup>1</sup> Literatur zu diesem Problem bei Müller-Lyer, „Die Bäumung der Nornen“, 1. Teil, S. 48 ff.

<sup>2</sup> Biologische Vorträge, Dieterichs, 3. Aufl. 1916, S. 91.    <sup>3</sup> S. 22/23.

dem Kundigen den gleichen Wellenzug. Sind Schulknaben besonders dumm oder ungezogen, so liegt die letzte Ursache vielfach außer ihnen, und ich kenne ein „Ordnungsbuch“, wo die Daten der Tadel zugleich die Daten der mütterlichen Periode sind. Was könnten die Lehrer daraus lernen! Und wie anders den Charakter ihrer Schüler erkennen und bilden, wenn sie den Pulsschlag des Lebens verstünden!“ Fließ hat versucht, die Zahlen 28 und 23 als die Rhythmuszahlen und — sozusagen — Substanzzahlen des weiblichen und männlichen Geschlechtes zu beweisen. Mag manches in dem, was er und sein Schüler Schlieper<sup>1</sup> bringen, vorläufig noch Hypothese sein, ganz gewiß erschließen sich hier Ahnungen von Gesetzmäßigkeiten, denen alles Leben unterworfen, die geeignet sind, das Wort Goethes zu bekräftigen:

Nach ewigen, ehrnen,  
großen Gesetzen  
müssen wir alle  
unseres Daseins  
Kreise vollenden.

Frühpersonale Ahnungen Spinozas und Goethes, der Gewißheit nahegebracht durch die Wissenschaft unserer Tage.

Die Grenze zwischen Biologie und Soziologie ist nicht scharf zu ziehen, aber, wie Müller-Lyer sagt, die Biologie kann uns unmöglich darüber belehren, welche Gesetze im besonderen und einzelnen — und darauf kommt es doch zuerst an — die Entwicklung der Wirtschaft, des Familienlebens, des Rechts, der Religion usw. beherrschen<sup>2</sup>. Es handelt sich hier um Kultur-, nicht um Naturgesetze.

Wir wenden uns also zur eigentlichen Jugend zurück und suchen, ihre Stellung zu den Lebensproblemen zu erfassen, unter dem Gesichtspunkt, wie ihr selber die Dinge erscheinen, wie sie selber sich einstellt. Eine solche Untersuchung wird sich dem Vorwurf der Einseitigkeit nicht leicht entziehen können: die einen werden sagen, das ist ja nur die bürgerliche Jugend, von der wir sprechen; die anderen, das ist ja unter der bürgerlichen nur eine ganz bestimmte Richtung, die „hypermoderne“ Jugend, Gott sei

<sup>1</sup> „Der Rhythmus der Lebendigen“, Dieterichs 1908.

<sup>2</sup> „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft“: „Die biologischen Soziologen“, S. 134 ff.

Dank, daß das nur ein Bruchteil ist. Das Problem liegt aber doch so: die bürgerliche Jugend muß in besonderem Maße Gegenstand der Analyse sein, weil sich hier eindeutig aufzeigen läßt, wie sich die Kräfte der werdenden Gesellschaft gerade bei ihr nachweisen lassen, ohne daß sie darum weiß. Die proletarische Jugend, so weit sie frei von bürgerlicher Beeinflussung ist — und das sind nur ganz kleine Kreise — die proletarische Jugend — (würde man scheinbar mit Recht einwenden) — ist ja so von den „Partei“-ideen infiziert, daß es gar kein Wunder ist, wenn sie absonderliche Wünsche hegt. Eine Beweiskraft — und das muß den Skeptikern alten Geistes zugegeben werden — kann nur solchen Beobachtungen zukommen, wo sich trotz bürgerlicher Einstellung der Umwelt, bei dem ganzen fürchterlichen Druck der Ideologismen, unbeeinflusst von sozialistischer Lektüre, die Kraft der neuen Ordnung auswirkt. Und das läßt sich zeigen.

Ein großer Einschnitt ist durch den Krieg gegeben.

In der Zeit vor dem Kriege wurde unsere bürgerliche Jugend hauptsächlich von folgenden Problemen bewegt: der Druck der Familie, die Frage der Religion, die Frage der Kunst, die sexuelle Frage, die Schule, der Beruf. Es fehlte so gut wie völlig die Frage der Politik.

Das Material, das wir bei dieser Erörterung benutzen, ist ein ziemlich umfangreiches an Tagebüchern, Briefen, Gedichten, schließlich auch an bereits publizierten Stücken. Doch sollen in erster Linie persönliche Dokumente fruchtbar gemacht werden, damit nicht der Einwand erhoben werden kann, als handle es sich um literarisch-zurechtgemachte oder besonders pointierte Stücke. Dies Material wird nur unter der Voraussetzung benutzt, daß die Lebensumstände, die Familie, die Entwicklung typischen und normalen Wert haben.

Aus den Briefen eines Studenten von 20 Jahren an seinen jüngeren Bruder aus kleinbürgerlichem, gebildetem Stande mit sogenannter musterhafter Häuslichkeit, nennen wir folgende Stellen (aus den Jahren 1902—6) zur Beurteilung des Familienlebens. Der Student schreibt: „Was Du nun noch über die Briefe an die Eltern schreibst, so ist Dein Gefühl gar nicht irrtümlich gewesen. Es hat mir stets Überwindung gekostet zu schreiben, und ich habe auch

für Euch keine Gedanken gehabt. Aber ich frage dich: wenn ein Weib in die Wochen geht, trennt sie sich da nicht von ihrem Manne? Ich kann nicht heucheln, was ich nicht fühle.“

„Diese zwei Tage bei Euch waren sehr nett, da konnte ich mich wirklich wohlfühlen zu Hause. Solch ein kurzer Aufenthalt liegt jenseits von Gut und Böse.“

„Ich habe den Eindruck, daß Vater mit seiner Stellung in eine Arbeitsphäre geraten ist, der er nicht völlig gewachsen ist. Er wollte in richtigem Gefühl ja ursprünglich nicht, vielleicht hat ihm doch Mutters „Ehrgeiz“ einen Streich gespielt.“

„Das ist etwas, was unserer Familie fehlt, dieses gemütliche Zusammensein abends.“

„Was will Mutter? Vater, das ist der Ausgangspunkt, von wo Du allein Mutters Willen ganz teilen kannst.“

Aus dem Brief eines anderen 20jährigen Studenten aus ähnlichen Verhältnissen an seine Mutter (1906):

„Das läßt sich eben halt bei Dir nicht ändern, wenn Du einen lieb hast, dann ermahnst Du ihn — da gewöhnt man sich dran. Ich weiß ja auch, warum Du um Deinen Sohn so sorgst; Du denkst, er steht religiös nicht richtig — von Deinem Standpunkt aus — und da ist es so viel schwerer, geistig gesund zu bleiben — denn Sünde ist nur Krankheit. Und da magst Du ja auch recht haben. Es mag sich ja noch mancherlei bei mir ändern, aber so weit glaube ich mich zu kennen, daß ich sagen kann, in diesem Punkte werden wir, äußerlich betrachtet, nie übereinstimmen. Aber das ist ja schließlich Nebensache, die Hauptsache bleibt die Liebe, und daß wir uns lieb haben, weiß ich, obgleich die Mutterliebe ein Begriff ist, den wir nur ahnen können. Daß wir äußerlich nicht übereinstimmen, schadet bei dieser Grundlage nichts und ist auch nicht wunderbar. Wenn Du bedenkst, daß ich bis zur Obersekunda, bis zu meinem 15ten Jahre, völlig Rind war, und Dir klarmachst, wie überwältigend bei einer solchen Verzögerung all das Neue wirken muß — so überwältigend, daß ich fast erlag — dann mußt Du mich, meine ich, verstehen. Es ist mir ja immer der Punkt, über den ich schwer hinwegkomme, daß Ihr mich so lange Rind sein ließe, aber das glaube ich doch sagen zu können, so viel auch eingestürzt ist, wovon vieles gut und schön war, die Hauptkrisis ist überwunden, und zwar gerade noch in der Zeit, wo



ich zu Hause war, und mein Wegsein ist nur gewissermaßen ein Exempel und Probe für mich. Du brauchst deswegen nicht zu denken, daß ich mich für fertig halte und die kommenden Nöte unterschätze, aber das weiß ich, ist es soweit gegangen, geht's auch noch weiter. Und hätte ich nicht das von Hause mitgebracht, was mir selbst der ärgste Sturm nicht rauben konnte, die Liebe zum Guten, so nützten tausend Ermahnungen nichts und würden mich nicht um einen Deut besser machen. Liebe, liebe Mutter, stoße Dich bitte nicht an dem, was Dir an mir fremd ist, wenn es auch von Deinem Standpunkt aus die wichtigsten Dinge zu betreffen scheint, die Hauptsache ist, daß wir uns lieb haben und getrost in die Zukunft blicken. Du weißt ja, daß ich kein Musterjunge bin, Du wirst auch nie einen aus mir machen. Ich habe an meiner Musterjungenzeit in der Schule genug zu leiden.“ . . .

Die Mutter antwortet darauf kühl-nüchtern, sie verstehe nicht, daß es ihm leid täte, ein Musterjunge gewesen zu sein.

Aus dem Tagebuch eines 19jährigen Studenten, als er zum ersten Male zu einem „Mädchen“ ging:

„Man hat mir immer gesagt, ich solle an Mutter und Schwester denken, dann wäre man gefeit. Und wie ich sie auf den Armen zum Bett trug, mußte ich plötzlich an Mutter und Gertha denken, aber ich schämte mich nicht einmal. Ich weiß nicht — ich bin noch zu wirr — aber ich weiß nicht einmal, ob ich Unrecht tat.“

Auch das Schweigen ist beredt. In den Briefen eines 15jährigen Buben, Sohn einer aus einfachen Verhältnissen wohlhabend gewordenen Kaufmannsfamilie, der sich in leidenschaftlichen Ergüssen einem Freunde offenbart, ist kein Wort von Vater und Mutter.

Ein dreizehnjähriger Knabe findet in seinem Tagebuch folgende erste Worte bewußten Lebens:

„Einsam sitz ich und klage,  
hadernd die Schickung ich frage:  
warum der Freund mir entzogen?  
Heiß brausen und stürmen und wogen  
die Gedanken mir wild durcheinander.  
Könnt' ich geboren nicht werden woanders?“

Und dann schildert er, warum ihm seine „beiden“ Freunde so fremd sind, warum ihm der Vater, der so beschäftigt ist, warum ihm

die Mutter so fern ist (von dieser sagt er: „von praktisch-nüchternem, doch eben auch nur Weibsvorstand“); und auch die Geschwister sind ihm keine Freunde.

Ein 12½-jähriges Mädchen erlebt, so schwächlich sie ist, die erste Menstruation; sie ist am Abend furchtbar aufgereggt, hüpfert immerzu herum und stört bei der Schneiderei: man schilt sie sehr. Am Morgen ist ihr Bett voll Blut; sie weint und schreit voller Angst: „Mutter, ich muß sterben.“ Die Mutter lacht und sagt: „Kind, du bleibst heute im Bett, du bist jetzt halt ein Fräulein, das kommt jetzt immer so.“ Seitdem ist jedes Verstehen zwischen Mutter und Tochter unmöglich. (Familie eines Universitätsprofessors, Mutter aus bester Familie.)

Ein Mädchen von 17 Jahren erhält von der Mutter Stubenarrest, man nimmt ihr alles fort. Sie schreibt nachts mit einer Zirkelspitze auf ausgerissene Heftblätter: „Mich hat niemand geliebt, und ich sehnte mich so sehr danach. Das Verhältnis zu meiner Mutter ist natürlich noch schlechter geworden.“ (Familie eines angesehenen Arztes.)

Und so ließen sich die Beispiele häufen. Der Tatbestand ist im allgemeinen der: im Alter von 12—13 Jahren werden die Kinder ihren Eltern fremd, oft plötzlich; meistens ist der Prozeß ein langsamer, der nur hier und da, bei besonderen Anlässen, ins Bewußtsein tritt. Im Laufe der Jahre, gerade am Ende der Jugendzeit, wird ein Modus vivendi gesucht, wird oft gefunden: man läßt das Grundsätzliche beiseite und sucht sich in den peripherischen Dingen das Leben leicht zu machen. Versuche, die immer und immer wieder vorkommen, hindurchzustößen und irgendwie in den letzten Dingen sich zu finden, mißglücken immer wieder und werden schließlich aufgegeben. Man resigniert. Typisch ist aber, daß sich in der Rückschau später ein Moment als der entscheidende darstellt, wo der Riß sich auftrat: die Stunde der ersten Menstruation bei jenem Mädchen; die Stunde bei einem Knaben, der abends die Mutter ans Bett bat, ihr zitternd anvertraute: er wolle Maler werden und von der Schule abgehen — nachdem er Nächte lang diesen Gedanken durchgekämpft; und die Mutter antwortete: „Leg dich aufs Ohr und schlaf, du mußt morgen früh aus dem Bett.“ Solche verpaßten Augenblicke sind unwiederbringlich.

Daß sich zwischen Eltern und Kindern frühzeitig echte Freundschaft entwickelt und dauert, ist außerordentlich selten, mindestens 90 % der Fälle zeigen Entfremdung selbst bei bestem Willen, zeigen Gleichgültigkeit, ja zeigen nicht ganz selten geradezu Haß der Kinder gegen die Eltern, gelegentlich auch umgekehrt.

Über die Stellung der Jugend zur Religion ist schon allerlei Material bei anderer Gelegenheit beigebracht worden. In einer Hinsicht ist es die zentrale Frage.<sup>1</sup> Denn die gesamte Weltanschauung der familialen Epoche liegt in den besonderen religiösen Prägungen beschlossen, die unter dem Sammelnamen des Christentums jedesfalls äußerlich Staaten, Familien und Schulen der europäischen Menschheit beherrschen. Mit diesem Christentum muß sich die Jugend auseinandersetzen, auf diesem Felde schlägt ein großer Teil der bürgerlichen Jugend die Entscheidungsschlacht. Eigentümlich ist es nun, daß die Gesellschaft eine besondere Beschäftigung mit dieser Frage nicht wünscht, als hätte sie Grund, eine genauere Nachprüfung zu scheuen. Die Gesellschaft liebt nämlich das Christentum an sich keineswegs, sie denkt gar nicht daran, mit seinen elementarsten Geboten ernst zu machen. Sie liebt das Christentum nur als Herrschermantel der sonst gar zu klapperdürren Autorität.

Bezeichnend dafür ist folgende Geschichte. In dem schon erwähnten Buch „Jesus in unserm Schülerleben“ wird von dem Kreis von Gymnasiasten erzählt, die ein Bibelkränzchen bilden. Also eigentlich doch eine Sache, die der stärksten amtlichen Förderung würdig wäre. Was geschieht aber? Die jungen Leute suchen einen Versammlungsraum: der eine Pastor verlangt jedesmal 3 M. Miete, was die Jungen natürlich nicht zahlen können, der Oberpfarrer hat auch ein Haus. „Aber, da waren lauter neue Möbel.“ Der dritte Pastor: „ach, er hatte Platz in seinem Gemeindehaus die Fülle. Wir waren einmal da. Da sah zufällig jemand vom Vorstand, daß einer oben auf der Fensterbank von Marmor stand, um das Fenster zu öffnen. Man schrieb uns, wir seien ‚ungebührlich‘ gewesen. Wir dürften nicht wiederkommen. Aber da flüch-

<sup>1</sup> Vgl. M. Kesselring, „Über die Probleme der Jugendlichen“, in der „Zeitschrift für pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik“, Heft 3—5, März—Mai 1920, S. 94 ff.

teten wir zu einem, da uns all die Pastoren nicht halfen, den sie den Sektierer nannten, zu dem Riesen mit dem blonden Haar und den blizenden blauen Augen. Wunderbar, er nahm uns gleich auf.“ Und nun geht das Wetter los: die Pastoren stehen auf „wie ein Mann“. Die 4 Direktoren der höheren Knabenschulen bekommen amtliche Briefe. „Sofort erließ der eine Direktor, von dessen Schule die meisten bei uns waren, einen Ukas, in dem der Besuch unserer Zusammenkünfte ohne weiteres verboten wurde.“ Die Öffentlichkeit erregt sich: „Sektiererwesen unter Schülern“, „Kampf gegen die Kirche“, „religiös überfüttert“. Und so bläst die Gesellschaft diesem Schülerverein das Lebenslicht aus.<sup>1</sup> So geschehen im Jahre 1914.

Denn der Gesellschaft ist es gar nicht um Christentum zu tun, sondern um Kirche, das heißt: Autorität.

Und nun noch einige Zeugnisse von Kindern aus „unchristlichen“ Häusern, d. h. solchen, wo kaufmännisch-praktische Tätigkeit diese Probleme völlig zurückschiebt, oder wo andere Tradition, jüdische, freigeistige herrscht.

Aus dem Tagebuch eines 14/15jährigen Kaufmannssohnes (1900):

„... Jetzt ist mein Herz gräßlich zerrissen,  
blutet von des Zweifels gift'gen Bissen,  
schleppt sich elend, elend hin zum Tod.“

2 Monate später:

„Durch Kampf eilt ich zum Sieg; und hätt' ich nicht  
gekämpft, ich hätte keinen Sieg errungen.“

3 Monate später:

„Das Christentum bricht den scharfen, verwundenden Dorn des  
Hasses, und es bleibt nur noch die schöne Rose des Mitleids.“

2 Monate später:

„Ach, ich habe es erkannt, daß Gott Gebete erhört. Als ich in  
jenen düsteren Stunden, wo ich das heilige Licht des Evangeliums  
mit der Nacht des Unglaubens vertauschte, als ich immer wieder  
mich nach Glauben sehnte, da ich fühlte, daß ich in dem Sturm des  
Lebens, in dem Gifte der irdischen Eitelkeiten, im Grübeln des  
Zweifels nie auch nur einen Tropfen Glück, wahren, friedensvollen

<sup>1</sup> Vgl. die oben zitierte Schrift „Jesus in unserm Schülerleben“, S. 113 ff.  
Kawerau, Soziologische Pädagogik.

Glückes schmecken würde, als ich immer wieder Gott um reinen Glauben anflehte in Gebeten, die auch in Zweifel aufgingen, da hätte ich selbst nie geglaubt, daß ich noch einst so glücklich werden würde.“

Diese Gefühlseligkeit hält nicht vor, er schreibt 1½ Jahre später an seinen Freund:

„Ich habe mein gutes, sittliches Streben aufgegeben und habe ein selbstfüchtiges, liebloses Herz bekommen. Und nun, als ich so gar nicht mehr mit Dir harmonierte, da habe ich auch die wahre, echte Liebe zu Dir aufgeben müssen, weil mir ein gottloses, ödes Leben lieber war als ein gutes, gotterfülltes Leben mit Deiner Freundschaft. Mit jener schönen Liebe aber sank mein letztes Glück dahin, denn meinen Glauben hatte ich ja schon längst aufgegeben und das Beste, das höchste Glück verloren. Eins habe ich nun einsehen müssen, ohne Gott ist sittliches Streben nichts wert und erfolglos; aber zu Gott gelangen kann ich immer noch nicht. Es treibt mich immer wieder von der Quelle der göttlichen Liebe fort, hinein in das dunkle Leben des Atheisten, den seine Leidenschaft bezwingt, der jede ruhige Stunde meiden muß.“

Von der hier erwähnten Freundschaft zwischen diesem jungen Menschen und dem Adressaten, der ein Jahr jünger, konnte festgestellt werden, daß sie sich ganz im geheimen, gegen den Willen der beiderseitigen Eltern entwickelte, daß sie besonders auf Schulgängen (die beiden besuchten verschiedene Schulen, der ältere holte den jüngeren häufig ab) und im Treppenhaus des jüngeren in stundenlangen Gesprächen gepflegt wurde, ängstlich die Berührung mit den Erwachsenen meidend, die den Umgang möglichst erschwerten.

Ein 15jähriges Mädchen, von ihren Freundinnen zunächst religiös bestimmt, erwacht zur Selbständigkeit<sup>1</sup>:

„Es gibt ein Sehnen, das mich oft heiß durchglüht, aber das Ziel jenes Sehns kenne ich nicht. Ich glaube, daß es nie zu löschen ist. Ob es nach dem Tode auch noch lebt? O, ich möchte nicht sterben, denn wie könnte ich die Welt, die ich liebe, ewig hinter mir lassen?“

<sup>1</sup> Vgl. dazu den Aufsatz des Verfassers: „Der Leidensweg und die Erlösung der Jugend“, Schöpferische Erziehung, herausgegeben von Paul Westreich, S. 102 ff.

„Ewig“ — ich erschauere, wenn ich seine Bedeutung in kurzen Augenblicken fühle. Der Tod und das Leben oder Nichtleben nachher ist dunkel verhangen . . . Ich kann nicht beten, ich weiß nicht, zu wem ich beten könnte, denn wie kann eine Macht ein Gebet erhören. Die Bäume draußen rauschen mächtig. Sie erzählen der Seele Wunderdinge. — Ich habe einmal alle jene Gedanken beiseite geworfen, um nicht zu grübeln. Ich wollte der Welt leben! Ich wollte arbeiten und so eine Antwort auf die große Frage finden. Aber das geht nicht! Sie steigt neu aus dem Dunkel und zerreißt bisweilen meinen Zusammenhang mit der Welt!“

Und dann wieder rafft sie sich und sicht wie Luther mit bösen Dämonen:

„Gestern lief ich durch den Wald, einen Berg hinauf. Zu beiden Seiten war der Wald so dunkel. Die Bäume hatten sich gegenseitig im Kampf ums Licht erstickt. Augen wie brennende Kohlen schauten manchmal heraus. Ich lief, mußte laufen, schwang meinen Stock durch die Luft, daß es sauste und — dann waren sie weg. Ich stand vor einer wunderschönen Landschaft. Aber die Berge in der Ferne wuchsen, türmten sich auf, wollten heran und wurden immer mächtiger — ich mußte die Augen schließen, und dann schaute ich wieder ins stille deutsche Tal. Deutsch wars, und es zirpte und sang um mich her, und die Sonne tauchte alles in ein Meer von Wonne, und ich war glücklich. Es preßte sich alles in mir zusammen, und fast quälte mich das Glück. Endlich, endlich konnte ich fort, rannte den Berg hinunter und machte mich frei durch einen lauten, überlauten Jauchzer!“

Ein Jahr später, erschüttert von den Tatsachen des Weltkrieges:

„Jesus hat doch gerade das Gegenteil erreicht von dem, was er wollte. Könnte er jetzt das sehen, was man gewöhnlich Christentum nennt, d. h. die christliche Kirche, dann müßte sein Herz doch bluten: sein Werk ist tot. Wie sieht ihn die Kirche in den Dogmen gebunden! Wie schnürt sie sich selbst vom Gotteserleben ab und glaubt doch, Gottes ganze Größe zu erfassen und seine Früchte in ihrem Schoß zu sammeln. Kann man nun sagen, daß wirklich eine neue Bewegung einsetzt, die überhaupt Jesu Persönlichkeit ganz erkennt, die das Jesusleben im Innersten nacherlebt? Scheint das nur so den Jungen, oder ist es so, und ergreift diese Umwälzung

die ganze Welt? Oder nur Deutschland? Wenn sie die Welt umfaßt, so ist sie ein Beweis der Menschheitsseele, dann habe ich den Glauben, daß diese Bewegung durchdringt, denn ihr Wille ist fest und unerschütterlich; dann muß es fort und fort gehen, bis die Nationalitäten verschwinden und eine Menschheit lebt, die das Göttliche in sich zur höchsten Kraftentfaltung steigert. Das wäre das Himmelreich der Bibel. Da bekäme es seine Form. Nun denke ich wieder an mein Deutschland. Dieser Zwiespalt ist nicht zu ertragen.“

Doch sie ringt sich zur Ruhe durch:

„Manchmal sehe ich alles betrachtend, die Freude, Trauer und — alles. Dann ist, als ob ich alles von innen heraus sähe, und alles flutete in mich zurück, und alles ist Rätsel. Dann will ich Worte suchen und finde keine, um alles in eine andere Seele zu gießen. Ja, es ist, als ob ich es gießen müßte, und nichts dazu sagen, gar nichts. Ich glaube, daß sich zwei Menschen kaum überhaupt einmal ganz kennen lernen können, weil — sie Menschen sind. Das wäre nur möglich, wenn nur Geist wäre. Ich halte immerzu an, und dann schreibe ich wieder. Ich sehe hinaus in die Sonne, — ich sehe sie ganz anders, als sonst immer. Wie Stufen ist. Drei Stufen gibts bei mir, wenn ich gerade die Sonne schaue: erstens das alltägliche Gefühl, zweitens das Gefühl: Du siehst ja die Sonne. Das ist Jauchzen. Es braucht nicht immer ein Jauchzen zu sein, es ist aber immer tief und fühlend. Und drittens das Betrachten, das Außerhalbsein vom alltäglichen Leben; ich glaube, man nennt es „Durchgeistigtsein“. Nun ich von dem andern geschrieben habe, ist es an mir haften geblieben. Ich fühle das Höchste noch etwas, aus der Ferne. Jetzt nehme ich wieder mit den Sinnen wahr, vorher waren sie wie ausgeschaltet. Es ist so ruhig, das langsame Gleiten zur Wirklichkeit.“

Und am Schluß dieses Briefes schreibt diese Ängstlich-felige, die ihrer Schau sich fast schämt:

„Was ist das Gute? Ich suche es immer noch. Es kreuzt sich so vieles, wüßte ich das Gute! Es ist ein schweres, schlimmes Eingestehen.“ Und in einer Nachbemerkung heißt es:

„Ich bin froh, daß ich geschrieben habe, wemns auch schlimm, ich glaube gar, schmachvoll ist, daß ich das Gute nicht kenne — und danach strebe.“

Als ob ein solches Lichtkind in seiner Tiefenschau noch „Böse“ und „Gut“ kennen könnte, kennen dürfte! Bergeht nicht all das Gepräge unserer Alltagsmoral, wenn unsere Sinne ausgeschaltet sind, wenn wir mit dem ganzen innern Sein „schauen“?

Das „Gute“ und das „Böse“ aber, um das sie sich quält, das ist das Ergebnis der Religionsstunden, die die Kinder in ihrem sittlichen Urteil nur irre machen.

Von einem andern Mädchen erklingt der folgende Notschrei:

„Und dann die Religionsstunden! Ach, mir ist so, als ob ich auf einem ganz schmalen Steg über einen tiefen, tiefen Abgrund gehe. Mir schwindelt, ich schreie nach Hilfe, aber niemand hört mich, ich strecke die Hände aus, aber niemand greift sie, mich zu führen, weil es keiner kann. O, es ist schrecklich! — Was ist Gott? — Wozu leben wir? — Vollkommener, größer sollen wir werden, das fühle ich, das will ich auch!“

Und dann, nach weiterem Klagen über religiöse Zweifel, bricht sie ab: „Ich kann nicht mehr schreiben, mir wird so bange.“

So — verwirrt von der Problematik jüdischer Kasuistik — werden die jungen Menschen reif, sich auf Gnade und Ungnade der kirchlichen Autorität, d. h. der bürgerlichen, herrschenden Gesellschaftsordnung zu ergeben.

Ein ähnlicher Konflikt liegt auf dem Gebiete des künstlerischen Erlebens vor. Unzählige deutsche, griechische, lateinische Stunden wissen davon zu erzählen, französische und englische kommen dazu, zahllose Aufsätze verraten diesen inneren Konflikt. Die Aufsicht der Eltern über die Lektüre, das geheime „Dennoch“ der Jugend, die sich ihre geistige Kost nimmt, die sie braucht; das Aufeinanderplagen der Urteile beim Besuch einer Kunstausstellung: die Mutter, die alles schön sauber und geleckt in der Malerei haben will, gut erkennbar auf Nähe und Entfernung, verständlich und vernünftig dem Inhalt nach — die Jugend, die Gestaltung inneren Erlebens sucht, die sich gern in expressionistischen Träumen ihres „Anders-seins“ bewußt wird.

Folgender Brief, in einer deutschen Unterrichtsstunde von einem Primaner geschrieben, beleuchtet die Lage:

„Der Deutschlehrer erkundigt sich nach der Lektüre: (die Schüler der Reihe nach) „Heinrich III.“ ... „Ernst, Herzog von Schwaben“ ... „von Ahland“ ... „Dostojewski: der Idiot.“



L.: „Wie kommen Sie denn gerade darauf?“ (Hält es wohl für einen Schundroman.)

„Der Ring des Nibelungen — oder ich weiß nicht gleich, wie es heißt, von Hebbel ist es aber.“ „Wilde, Bildnis des Dorian Gray.“

L.: „Na, von einem Deutschen!“

„Dostojewskij. . . Ach so, Werfel, Gedichte.“

L.: „Und Sie?“

„Rilke, Das Buch der Bilder, Stefan George —“

L.: „Wie heißt der?“

„Ge—or—ge“ — Der Siebente Ring, und eine Novelle von Werfel.“

L.: „Na, Werfel ist ja nicht gerade so bedeutend.“

Freilich, dann kam eine Empfehlung — beinahe Reklame für Lessing.“

Oder ein anderes Bild: ein Primaner trägt in der Hand Rilkes Studie über Rodin, trifft seinen Deutschlehrer. Unterhaltung. Der Deutschlehrer nimmt ihm das Buch aus der Hand, buchstabiert:

„Au—gust—e—Ro—din — wer ist denn das?“

Und Eltern und Schule klagen, daß so moderne Ideen in die Kinder hineingetragen würden — als ob nicht in der Homer-Interpretation (Digamma-Beobachtung) und Schiller-Auslegung Verdurstende nach einem Trunk frischen Wassers schrien, nach einem Wort aus ihrer Not für ihre Not. Aber der Aufsatz lautet: „Inwiefern hat Schiller . . .“

Die sexuelle Frage bedarf kaum mehr der Belege. Einige Proben zur Liebe zwischen Freunden.

Der eine, im Alter von 14 Jahren, schreibt an seinen Freund Heinrich: „Wie göttlich war es, daß Deine Lebensbahnen die meinen kreuzten, und so mit dem Gifte gleich ein Gegengift emporwuchs. Heinrich, ich glaube, hätte mir Gott Dich, meinen Rettungsanker, nicht gesandt, ich wäre in jenem Sturm an der Klippe der Verzweiflung zerschellt. Heinrich, Du weißt nicht, was Du mir in jenen Zeiten warst. Und bist Du mir nicht mehr so viel? O doch, hat auch die Glut, ja die verzehrende und doch wieder segenspendende Glut der Liebe zu Dir sich abgeschwächt, so ist doch eine Liebe, die eben so innig, wie jene leidenschaftlich war, an ihre Stelle getreten. Heinrich, ich liebe Dich noch mehr, als alles auf der Welt, mehr als in jenen traurigen Zeiten.“

Der dreizehnjährige Freund antwortet:

„Geliebter Hans!

Ich habe Dir etwas zu sagen, aber bitte, lies den Brief erst zu Ende, ehe Du urteilst. Ich kann Dir nicht alles, was ich denke, leide und fühle, so anvertrauen, wie Du mir. Ich habe mich früher, wo ich allein war, wo ich Dich noch nicht gefunden hatte, daran gewöhnt, alles mit meinem Heiland und mit mir allein abzumachen. Wieviel Tränen, wieviel Seufzer, wieviel Schweiß es mir gekostet, das ahnst Du nicht. Niemand versteht einen, und doch möchte man es so gern sagen! Da hab ich mich nun daran gewöhnt, alles mit mir allein abzumachen, und es ist mir eine köstliche Frucht geworden, so ganz unabhängig zu sein.“

Noch ist der 13jährige in der Sicherheit seiner geschlossenen, asexuellen Harmonie, während der ältere seine Nöte religiös umschmilzt. Oder ein anderer Ruf aus der Angst der neuen Gefühle:

„Ich habe einen Freund, den ich mehr liebe als irgend etwas anderes. . . . Man muß froh werden, wenn man mit ihm zusammen ist. Und ich habe ihn deshalb geliebt, schön und ehrfurchtsvoll; so wie er mich.“

Aber jetzt ist etwas Fremdes zwischen uns getreten — das Sinnliche. Ich will nicht sagen, ob es etwas Rohes oder etwas Besseres ist; ich könnte es nicht sagen. Doch das fürchte ich: dieses Sinnliche — nein, leider muß ich etwas anderes dafür schreiben —, dieses sexuelle Gefühl würde unsere jekige, so schöne Freundschaft wandeln — wozu, darüber kann ich mir nicht klar werden, weil ich nicht weiß, ob dieses Gefühl erlaubt (bitte, bitte, nicht falsch verstehen; ich finde keinen anderen Ausdruck) ist oder nicht.“

Gut, wenn solche Ängste Worte finden. Schlimmer sind die stillen, die geheimen Qualen, die sich nie ans Licht wagen, die höchstens verschlossenen Tagebüchern anvertraut werden: Da wird ein Knabe um seine innere Ruhe gebracht, weil er beim Einsteigen einer Brautjungfer in die Kutsche den Ansaß ihrer Büste gesehen, und nun verfolgt ihn das Gefühl von etwas Rundem, Bartem, Schwellendem, und seine Tagebücher erzählen seine brennende Pein, wenn er halbe Nächte am Fenster seines Schlafzimmers steht und auslugt, ob in der großen Fensterreihe drüben nicht etwas zu erspähen sei: ein Dienstmädchen beim Entkleiden oder ähnlich.

Und in einem andern Fall spinnt sich fein und unendlich schüchtern Liebe zwischen zwei Knaben, und der Freund bittet den Geliebten, sich ihm nackt zu zeigen, jener tut's, und der ehrfürchtig Betrachtende betet ein Vaterunser. Oder ein Alleinsein eines vierzehnjährigen Knaben in der Wohnung. Die Erwartung von etwas Außerordentlichem würgt ihn in der Kehle, sein Blut pocht, und die Hände sind ihm eiskalt; er entkleidet sich und wandelt durch den Salon und probiert die Sessel und weiß sich nicht zu lassen.

Eine bezeichnende Situation für die Stellung der Schule entnehmen wir wieder dem Büchlein „Jesus in unserm Schülerleben“, weil wohl niemand wagen wird, die Vollwertigkeit dieser Zeugnisse zu bezweifeln (S. 26f.).

„Einmal war der alte Schulrat böse auf uns, ernstlich erzürnt. Da hatten wir in den Schulen Zettel verteilt, wir Jungens, hatten keinen Älteren gefragt. Darauf stand: „Öffentlicher Vortrag: Die sexuelle Frage im Schülerleben von stud. theol. Hellmund Blondel. Nur für Prima und Sekunda.“ Ein alter Professor rief mich, war unwillig. „Wie konnten Sie das tun? Viele Jungen wissen ja noch gar nichts von diesen Dingen. Da kann man viel mehr schaden als nützen. Und dann solch junger Mann. Ja, wenn das noch ein Älterer getan hätte; und dann vorsichtiger, nicht so mit der Tür ins Haus gefallen. Aber so ...?“ ....“

„Wer hat schon Buben in Tertia und Sekunda weinen sehen? Ich meine so richtige Buben, nicht die Muttersöhnchen. Aber sie tun es, in dieser bitteren Not, sie weinen bitterlich, die starken, trozigen Jungen. Verzweiflung kann man ihnen oft aus dem Gesicht lesen. O, des Jammers! Warum sagten sie uns nichts vom Schönsten im Menschenleben, von der in uns keimenden Frühlingskraft? Warum ließen sie zu, daß sie, in uns entfesselt, Verderben schuf, warum ließen sie zu, daß ‚Reif in der Frühlingsnacht‘ fiel? Nie ein offenes Wort. Vom Ehebruch hörten wir beim 6. Gebot. Was ging das die Obertertianer an. Die hatten andere Not, wohl derselben Art, auch oft unbewußt und ohne Schuld. Hier wußten unsere Lehrer, denen wir alle, wenn sie uns nur etwas persönlich würdigten, warme Liebe entgegengebracht hätten, nichts mit uns anzufangen. Sie ‚sahen mit an des Knaben Sterben‘. Oder sahen sie's nicht?“

Wir glauben, daß diese zornigen, aus tiefster Erfahrung gequollenen Worte, aus dem Munde innig-christlich denkender Jünglinge, aus dem Milieu einer Mittelstadt, mehr bedeuten als viele Deklamationen solcher, die in dieser Frage einen wohlfeilen Agitationsstoff sehen. Wir verweisen auf Blüchers Untersuchungen, vor allem auf den sogenannten dritten Teil seiner Geschichte des Wandervogels: „Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen“, wo sich auch wertvolles Einzelmateriale findet.<sup>1</sup> Ferner muß das erste Beiheft zur Freideutschen Jugend genannt werden: „Die Geschlechterfrage der Jugend“ (1919) herausgegeben von Alfred Kurella, und desselben Verfassers Aufsatz in Heft 7 der Freideutschen Jugend (Juli 1918) „Körperseele“<sup>2</sup>, ein Aufsatz, der ja die Frage, die im Kriege fast verschüttete, plötzlich hinstellte in ihrer ganzen Leibhaftigkeit und Größe. Max Tepp hat diese Frage in seiner feinen Art gestaltet in dem Büchlein „Vom Sinn des Körpers“ (Adolf Saal). Vom Standpunkte der Frau aus liegen wichtige Ergänzungen dazu vor in dem Heft von Elisabeth Busse-Wilson „Die Frau und die Jugendbewegung“ (Adolf Saal), in den medizinischen Untersuchungen von Mathilde von Remnik (Ernst Reinhardt), und in den pädagogischen Erörterungen Alma de l'Aligles (Adolf Saal). Und schließlich sei der feinsinnigen, allzu vorsichtig tastenden Worte der Marie Luise Endendorff (der Frau des Philosophen und Ästhetikers Simmel) gedacht, die schon 1910 unter dem Titel „Realität und Geseklichkeit im Geschlechtsleben“ sich tief in diese Probleme hineingefühlt hat. Wir müssen gestehen, daß wir kein Werk kennen, das sich mit dieser Frage so tief, ehrlich und großzügig beschäftigte, daß es als erschöpfende Darstellung dieses ungeheuer schwierigen Stoffes bezeichnet werden könnte. Es sind zunächst alles nur Vorarbeiten. Unendlich viel Mühe muß erst darauf verwandt werden, um einigermaßen zuverlässiges Material zu gewinnen. Bis in die geheimsten Zwiesgespräche einer einsamen Seele mit ihrem Sein schleicht das Gift der Entstellung, der

<sup>1</sup> Auch Blüchers systematisches Werk mit reichen Belegen und Anregungen „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft“ (Eugen Diederichs) muß bei diesen Fragen stets herangezogen werden.

<sup>2</sup> Abgedruckt im Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung „Die Erhebung“, herausgegeben von A. Wolfenstein (S. Fischer 1919), S. 304 ff.

<sup>3</sup> Bei Duncker & Humblot.

Lüge. Auch hier kann nach Lage der Dinge gar nicht der Versuch gemacht werden, die Tiefen dieses Problems zu ergründen, es kommt hier nur auf eine einzige Seite des Problems an, und zwar die gesellschaftliche im gegenwärtigen Augenblick. Es sei gestattet, diese Frage zunächst ideologisch zu behandeln. Wir sehen die Ursachen für die ungeheure Verwirrung der heutigen Zeit in der Zerstörung der Erotik, in der Übersteigerung der Sexualität. Wir sehen in dem Sexuellen nur eine — sozusagen geographische Provinz des Erotischen.<sup>1</sup>

Die Pubertätszeit ist die Zeit solcher geographischen Entdeckungen, ist geographische Witzbegier — jedesfalls zum guten Teil. Heute ist das Reich der Erotik eine Wüste, die sexuelle Provinz ein Sumpf, und könnten doch die gleichen Kräfte in anderer Verteilung, und könnten doch dieselben Wasserfluten in besserer Regulierung aus der Wüste und aus dem Sumpf einen gleichmäßig fruchtbaren und blühenden Garten schaffen.

Die praktische Gleichsetzung von Sexualität und Erotik hat beide verdorben; die Erziehung unterdrückte alle erotischen Spannungen der gesamten Menschlichkeit, und so schlugen sie sich auf den Unterleib. Jedes Kind, das heranreift, macht die ungeheure Not innerer Erregtheit, der das Ziel fehlt, durch, die Not absoluter Gespanntheit, dauernder Explosionsgefahr — eine Not, die bei dem allein gelassenen Kind bis zur inneren Zerstörung, zu den wunderbarsten Ausbrüchen führen kann und meistens beim Sexus endet, bei Masturbation oder Onanie. Und dieser Not kann nur gesteuert werden durch Zielsetzung, Entladung, Verteilung. Eine liebevolle Hand, die über den Scheitel gleitet, ein Streicheln zur rechten Zeit, ein Kuß, eine Umarmung — ein antwortendes, bejahendes Strömen, das beruhigt, befreit, gleicht aus.

Die wundervolle Kraft des Eros, die wie berauschend in den Adern steigt, die wie Frühlingsjaft die Knospen treibt, die muß den ganzen Menschen durchfluten, durchzittern: aus Hand und Haar, aus jedem Glied und jeder Bewegung ströme diese Flut der Lebenserfüllung.

Was aber hat die Erziehung getan? Sie hat das hellrote Blut der Freude aus Leib und Gliedern verbannt, bis es sich konzentrierte

<sup>1</sup> Die folgenden Ausführungen des Verfassers sind bereits in einem Aufsatz in der „Neuen Erziehung“ 1920, Heft 8/9, veröffentlicht worden.

zum dunkeltrüben, blauroten Gift im Sexus. Kalt und unbeseelt sind Glieder, Leib und Kopf, nur im Sexus zuckt es krampfhaft-gierig.

Systematisch hat die alte Schule in dieser Weise gearbeitet. Die kastrierten Schulausgaben unserer Klassiker, die selbst vor dem „Tell“ nicht Halt machten und auch dort etwas auszulassen fanden, die Methode des Unterrichts, die noch in der Prima die Stelle im Homer überschlug, wo Hera den alten Zeus verliebt macht und mit ihm ein Schäferstündchen hält, damit derweil die Trojaner besiegt werden können — das planmäßige Schweigen und Ausweichen vor allen Fragen der Geschlechtlichkeit — das hat die kaltschweißigen Knabenhände und die trüben Augen und das scheu-täppische Wesen unserer Jungmannschaft werden lassen, während sie federnd vor innerer Elastizität und Lebenskraft im Sturmschritt dahinjauchzen mußte.

Und so wurde ein Geschlecht von übertriebener Sexualität und von mangelnder Erotik. Das betrifft besonders die Männerwelt, nicht ganz so die weibliche Art. Unsere Männer sind von erschreckender Unerzogenheit und Ungepflegtheit im Punkte des Eros, sie erledigen die Bedürfnisse des Sexus wie ein Geschäft und sind kalt-ölige Maschinen. Anders bei der Frau: aber auch die Frau droht zu verderben in der Nothize des Sexus. Und wem noch nicht deutlich ist, woran wir krank, der vergleiche italienische Novellen mit deutschen, der vergleiche Mozartsche Musik mit Wagnerscher und Straußscher, der denke an Stefan George und dann an Dehmel, der prüfe Jung-Goethesche Lebenshaltung und Jung-Schillersche Art — überall: hie Erotik, da Sexualität. Und für den Erzieher ist das eine ganz besondere Aufgabe und Verantwortung. Erzieher ohne gepflegte Erotik verkümmern selber und machen verkümmern. Man prüfe einmal ernsthaft: für welche Lehrerin schwärmen die Mädchen? Für die erotisch-lebendige, für das wirkliche Weib. Und welche Lehrerin läßt die Mädchen kalt, ja reizt sie zu Hohn und Spott? Die mit ertöteter Erotik, die mit asketisch-gebändigter Sexualität, die mit negativer Sexualität.

Und ähnlich liegt es bei den Knaben. Sie wollen den Mann, den männlich-strömenden. Und sie spüren oft noch im schlechten Wiß, ja in der Bote das Männliche als Kraft, zumal sie Besseres meistens

nicht kennen. Aber der sexuelle Lehrer, das Schwein mit dem Augurnlächeln und dem kalten, zynischen Witz — der ist ihnen mit Recht ein Ekel. Selten ist der erotisch-schwingende, stark-liebende, kraftströmende Lehrer — ihm sind sie treu bis in den Tod. Aber wie oft müssen die gesunden Instinkte der Jungen verkümmern, weil keiner da ist, an dem sie gesund bleiben können, weil der kalte, sich selbst verhöhnende Geist die warmen Gefühle des Blutes in den Unterleib hinabironisiert.

Besonders ernst und schön ist die Aufgabe des Lehrers an der Mädchenschule, der Lehrerin an der Knabenschule. Die neue Zeit wird auch den zweiten Fall aus einer Kriegsausnahme zu einer ständigen, innerlich notwendigen Einrichtung machen, die sich einfach als eine menschliche Polaritätsforderung erweist. In gesteigertem Maße gilt hier das Wort von dem Fluch des sexuellen, von dem Segen des erotischen Lehrers. Nur der erotisch lebendige Lehrer wird die Kräfte wecken können, die zu menschlichen Höchstleistungen in Selbstzucht und Selbstbildung befähigen. Und entsprechend wird nur die Lehrerin, die Weib ist, menschlich und männlich weckend sein. Immer aber gilt die erotische Forderung besonders für den Mann; denn noch steht die Frau anders-verwachsen mit den Waltungen des Eros als der Mann, noch ist die Frau auf diesem Gebiet kultivierter und gepflegter — zum Trotz jenen Vogelscheuchen altjüngferlicher Prüderie, wie sie als Gegenstück des sexuellen Mannes herumlaufen, beide zum gleichen Fluch für die Jugend.

Und wenn die Instinktverwirrung, die Unsicherheit der Triebe, die gerade bei weggequälter Erotik zu finden ist, auch bereits zahllose Frauen und Lehrerinnen ergriffen hat — und bei den Lehrerinnen liegt im Zölibat eine gewisse Entschuldigung — so ist es höchste Zeit, mit voller Klarheit der Tragweite zu fordern: bejaht eure Erotik, pflegt und bildet sie, nur dann werdet ihr lebendige Erzieher, die selber Leben wecken.

Langsam wird von einzelnen hier und da, langsam wird von kleinen Gemeinschaften in neuer Erprobung des Willens, in Liebe zur Reinheit und in erstarkender Instinktsicherheit dieser Weg gegangen:

„Gültige Wegzeichen sind aufgerichtet und schon Formen gefunden für die Vorstufen der Bildung der Einzelnen: Alle, die ohne große Kunstfertigkeiten den drängenden Bewegungen des Körpers

freien, leicht nur geformten Lauf lassen in Tanz, Spiel und Scherz, die sich mit all ihrer Leiblichkeit dem großen Wirken des Geistes hingeben in der Musik und in dieser Hingabe über den ersten Kanon hinweg zur freien Beherrschung körperlicher Ausdrucksformen sich emportragen lassen, die der Kraft der Schönheit und dem Ebenmaß ihrer Glieder alle Pflege zuwenden und nun wieder die ganze Fülle ihrer Zweifelt Körper-Geist ahnen, die endlich, sie vor allem, die den Leib von innen zu bauen, Geist ihm zu bannen suchen auf dem Wege der alten Lehren von der Kraft der Sammlung in Atem, Speise, Samen — sie alle formen das neue Gefühl und allen wird eine Ahnung, stärker oder schwächer, vom Wesen der Erfüllung.“<sup>1</sup> Zur Wiedergewinnung einer edlen Unbefangenheit gegenüber dem nackten Leibe bemerkt Wynetens<sup>2</sup>:

„Schon jetzt darf gesagt werden, daß diese Entwicklung (zur Gewöhnung an die Nacktheit) unseres Geschmacks und unseres Urteils nicht Halt machen wird bei der Badehose, die nicht nur ästhetisch abscheulich ist, sondern außerdem in ganz unnötiger Weise den Blick gerade auf das Sexuelle konzentriert, also den (bisherigen) sexuellen Charakter der Nacktheit betont und immer noch die Nacktheit als etwas Negatives (das Fehlen der Bekleidung) kennzeichnet, statt daß Nacktheit endlich einmal als etwas Positives, d. h. Natürliches und Selbstverständliches, gewertet und empfunden werden sollte.

In der Jugendbewegung, in den Freien Schulen (Landerziehungsheimen, Freier Schulgemeinde) und vielleicht auch noch an anderen Stellen hat man diesen Schritt getan. Man bekennt sich wieder zur Nacktheit als einem natürlichen und sittlichen Zustand, der an sich keinerlei sexuelle Betonung hat und darum weder unter der Hemmung einer falschen Scham steht noch einen irgendwie aufreizenden Charakter trägt. Äußeres Symbol ist das Verschmähen der Badehose (wenigstens solange jedes Geschlecht unter sich ist). In diesen Kreisen wirkt dann die Badehose geradezu unsittlich, und das ist ein großer Fortschritt.

Die Widersdorfer Jugend mitsamt ihren langjährigen Führern hat von jeher so empfunden. Beim Brausebad, bei der Gymnastik

<sup>1</sup> Alfred Kurella, „Körperseele“.

<sup>2</sup> Aus dem Rundschreiben Wynetens „An die Eltern der Widersdorfer Schülerschaft“, 1920.



sahen sie sich (allerdings nach Geschlechtern getrennt) täglich nackt, auch die verschiedenen Lebensalter. Und dem erfahrenen Psychologen und Erzieher braucht nicht erst gesagt zu werden, wie außerordentlich günstig diese Selbstverständlichkeit in sexualpädagogischer Hinsicht gewirkt hat; wie Neugierde, Lüsterheit, Schwüle, die bekannten Folgen der Verhüllung, weitgehend beseitigt werden. Darüber hinaus aber wird auch ein neuer Sinn für körperliche Werte geweckt. Man kennt den Körper besser, vergleicht unwillkürlich, fühlt sich selbst für den eigenen Körper mehr verantwortlich und hat mehr Freude am Körper und an seiner Ausbildung zu Kraft und Schönheit. Und je mehr sich in dieser Richtung das Interesse am Körper entwickelt, um so mehr wird die leider noch so übliche einseitige Wertung des Körpers als wesentlich Sexualobjekts überwunden.

Diese größere Unbefangenheit der Nacktheit gegenüber habe ich mir seit vielen Jahren zu eigen gemacht und halte sie für ein wichtiges Erfordernis für einen Führer der jungen Generation. Ich habe auch geradezu gefunden, daß man einen jungen Menschen sozusagen nur halb kennt, wenn man seinen Körper nicht kennt. Ich bin überzeugt, eine kommende Zeit wird darüber noch unbefangener und radikaler denken. Ich habe darum immer, direkt und indirekt, betont, daß Nacktheit keine „Ausgezogenheit“, nichts Abnormes ist, sondern etwas Einfaches, Natürliches, Selbstverständliches. Und ich halte es für richtig, daß ein Erzieher auch in diesem Sinne erzieherlich wirkt, seine Einstellung der Jugend übermittelt und ihr auch hierin, wenn nötig, vorangeht. Gelegentlich auch nackten Körpers zusammen zu sein, sollte für den Führer und seine Jugend eine Selbstverständlichkeit und ein beiderseitiges Bedürfnis sein. (Ich rede, meinen Erfahrungen gemäß, hier allerdings zunächst von der männlichen Jugend.)“

Und schließlich sind noch folgende Ausführungen Wynetens von grundlegender Bedeutung:

„Wenn man ein solches Verhältnis, wie das in der Literatur der Jugendbewegung üblich ist, als „erotisches“ bezeichnet, so setzt man sich damit starken Mißverständnissen aus, die ihren Grund in der erotischen Unkultiviertheit und Verwilderung der heutigen Menschheit haben. Unter einem „erotischen“ Verhältnis pflegt man sich

ein sexuelles vorzustellen, d. h. eins, dessen Ziel und Zweck körperlicher Besitz und Genuß ist.

Nun wird man vielleicht sagen: Aber handelte es sich nicht auch hier um nächste körperliche Berührung? Und ist solche in dem geschilderten Verhältnis wirklich nötig und natürlich? Warum muß das sein?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, warum; ich weiß nur, daß es so ist, daß es immer so war und daß es also wohl natürlich ist: nämlich daß innige Zuneigung und Liebe immer einmal das Bedürfnis nach Umarmung und Kuß hervorgerufen haben; daß andere Zeiten oder Kulturen in dieser Beziehung unbefangener waren; daß wir, besonders durch den Einfluß des mittelalterlichen asketischen Ideals, gegen jede Regung unserer Sinne mißtrauisch geworden sind; vielleicht auch, weil wir das Gefühl haben, daß bei uns oft genug die körperliche Regung nicht verbunden ist mit seelischem Bedürfnis und seelischem Adel. Zu solchem Mißtrauen hat die neue Jugend, habe ich keinen Grund. Und dann können Umarmung und Kuß unbefangen und ungebrochen, natürlich und wahr sein. Und wir dürfen auch das wohl aussprechen: daß überhaupt in der jungen Generation ein neues Körpergefühl erwacht ist. Man empfindet den Menschen wieder als eine Einheit von Körper und Geist. Die alte intellektualistische Trennung und die einseitige Wertung des Geistigen wird mehr und mehr überwunden durch eine neue Freude am Körper, durch ein neues Sichidentifizieren mit seinem Körper. Man glaubt einfach nicht mehr an eine Geistigkeit der Beziehungen ohne jede Körperlichkeit. Und ich glaube, daß darin nicht nur ein Fortschritt zu höherer Ehrlichkeit und Wahrheit, sondern auch zu höherer Schönheit und Sittlichkeit zu erkennen ist.“

Wir sehen uns genötigt, diese Dinge so ausführlich zu behandeln, weil es sich um die ungeheuer wichtige Frage dreht: läßt sich aus diesen Tatsachen ein Schluß in dem anfangs geäußerten Sinne ziehen? Läßt sich aus objektiv feststellbaren Erscheinungen, gerade dort, wo kein Bewußtsein der gesellschaftlichen Lage vorhanden ist, zwingend das Ergebnis formulieren: hier wirken sich Kräfte einer neuen Gesellschaft aus? Wir stellen fest: die heutige Jugend lebt in einer neuen Erotik. Das kann keiner bezweifeln, der die heutige Jugend kennt. Diese Erotik steht in schärfstem Widerspruch zur

alten Sexualität. Zwischen beiden Zuständen ist keine Brücke gegeben: denn Wüste und Sumpf lassen sich nicht mehr organisch verbinden. Nur die frisch sprudelnden Quellen der heutigen Jugend lassen sich leiten, nur hier kann gearbeitet werden, daß der Garten der Erotik bleibt, daß nicht jene Trennung wie bei den Alten stattfindet. Seit etwa 100 Jahren führt die Jugend diesen Kampf, seit der Burschenschaft und Schlegels „Lucinde“ (diesem Roman der aufsteigenden Welt der sich differenzierenden Frauen, den der Haß der Hausfrauen, der Haß der „bürgerlichen“ Gesellschaft noch heute verfolgt)<sup>1</sup>. Immer wieder ist die Jugend in dem Sumpf der Sexualität schließlich dennoch versunken. Seit einigen zwanzig Jahren hat der Kampf mit der größten Erbitterung von neuem begonnen: nicht als ob die Erotiker die Sexuellen haßten, sie können nur inniges Mitleid mit dieser Entartung wahren Menschentums haben, — aber unter dem leidenschaftlichsten Haß der Sexuellen gegen die Erotiker, die stündlich durch jene daran erinnert werden, daß sie aus dem Paradiese ausgewiesen wurden, durch eigene Schuld. Aber die Worte „Erotiker“ und „Sexueller“ sind doch letzten Endes wieder Einkleidungen für wirtschaftliche, für soziologische Tatsachen: der sexuelle Mensch ist der kapitalistisch denkende, der spätfamiliale Mensch, der erotische ist der sozial denkende, personale Mensch.

Und unter diesen Gesichtspunkt fällt auch ein gutes Stück jener Hemmungen, die in den Familien unter religiöser, ästhetischer Verkleidung aufzutreten pflegen. Auch hier liegt oft allein jener Gegensatz vor, den wir eben zwischen dem Sexuellen und Erotiker beobachteten; oft kommt er verstärkend zu sonstigen Reibungen hinzu. In der guten, wohlgeordneten bürgerlichen, besonders kleinbürgerlichen Familie wirkt sich der familiale Geist rücksichtslos aus — und unsere Beispiele gaben völlig unpointierte Fälle, scheinbar unvermeidliche Verstimmungen, die vorüberzugehen pflegen, die ganz aus dem Geiste der Liebe behandelt werden —, unsere Beispiele zeigten aber gerade in diesen Fällen für den, dem es einmal wie Schuppen von den Augen gefallen ist, den Sieg des familialen Geistes.

<sup>1</sup> R. M. Meyer zu Suklows „Wally“: In der Absichtlichkeit der „Immoralität“ wie in der Ungegeschicklichkeit der Erzählung ein leider nicht unwürdiges Gegenstück zu Fr. Schlegels „Lucinde“ (I, S. 199).

Wir erinnern an den Typ der kleinbürgerlichen Hausfrau, die ganz im Manne aufgeht, die den Kindern nicht gerecht werden kann, die nicht die rührende Offenherzigkeit des zwanzigjährigen Studenten mit seiner Beichte in Ehrfurcht und Scham aufnimmt, sondern die stets gleichmäßig tüchtig, brav, tugendhaft und ahnungslos ob allen Abgründen bleibt. So sind die Kinder solcher Familien gerade der Mutter welkenfern, ja es kommt vor, daß Kinder keine Erinnerung wesentlicher Art an ihre Mutter haben, mit der sie täglich zusammen waren. Jene Mütter sprechen natürlich auch nicht mit ihren Kindern über geschlechtliche Fragen, sie schweigen darüber und überlassen diese Frage dem lieben Gott, dem Dienstmädchen oder der Schule. Und so wird der Zwiespalt zwischen Mutter und Kind doppelt tief: gerade die Mutter sollte mit ihrer Erotik die steigende Sexualität der Kinder regeln und verteilen; indem sie versagt, wird das Kind aufs brutalste in seinen feinsten physischen und psychischen Organen geschädigt, und hinter zahllosen Konflikten zwischen Mutter und Kind in religiösem, ethischem, ästhetischem Gewande blutet letzten Endes diese unstillbare Wunde. Aber zurück zu unserer Behauptung: der sexuelle Mensch ist der kapitalistische, der spätfamiliale Mensch.

Wir erinnern uns an die Definition des Staates als des organisierten Schutzes der familialen Geneonomie. Der Hort der Geneonomie ist aber die streng monogam geführte Ehe, mit Einschränkung der Erbfolge auf den Ältesten, mit Abstoßung der jüngeren Söhne, mit Versorgung der Töchter. In einer derart organisierten Familie ist allein die Vererbung des Reichtums und der Macht garantiert. Die religiöse Umkleidung, die kirchliche Unterstützung gab das mittelalterliche Christentum. Bischofsstühle versorgten die jüngeren Söhne, Klöster nahmen die unverheirateten Töchter auf. Durch Heiratspolitik mehrte man Reichtum und Macht (Habsburg). Je verhüllter und abgesonderter, je unberührter und „reiner“ — desto höher stieg der Reiz der Jungfrau, desto leichter war der Schwiegersohn zu ködern. Verkümmern der Erotik beim Manne, Konzentration der Kräfte im Sexus, dessen Ausschweifungen und Ausbrüche an niedriger stehender Gesellschaftsschicht nachsichtig geduldet wurden. Und der verheirateten Frau sah man gleichfalls manches nach, hier erst kamen individuelle Wünsche der Ritter

zum Ausdruck (Minnedienst). Der Standpunkt wird immer vom Recht des herrschenden Mannes aus genommen. Gegenüber der ungezügelter Wollust der Männer predigt die Kirche die Keuschheit, mit dem Hintergedanken, ganz keusche Männer selber zu beerben.

„Im Mittelalter ging der Haß und die Verfolgung gegen die Frau noch weiter; während die alten Germanen in der Frau „etwas Weihevolltes und Heiliges“ gesehen hatten“ (diese Germanen liebten die Nacktheit, lebten innerlich keusch und erotisch, kannten den eigentlichen Staat und die familiäre Geneonomie nicht) „wie Tacitus sagt, wurde ihren mittelalterlichen Nachkommen der Wahn beigebracht, daß sie der Sitz des Teuflichen sei“; (Verkörperung der Sexualität als solcher) „und Tausende von „Hexen“ mußten diese Verirrung durch den Tod auf dem Scheiterhaufen büßen.“ Erst seit guten 100 Jahren, mit dem Erwachen der neuen Erotik, ist der Hexenwahn erloschen: „so wurde 1750 in Quedlinburg eine Frau wegen Hexerei erwürgt und dann verbrannt, 1776 zu Suffolk in England ein Tierarzt zur Wasserprobe gezwungen, und im Jahre 1783 im protestantischen Glarus eine Magd als Hexe hingerichtet. Zu Delden in Holland wurde endlich noch im Jahre 1823 an einem alten Weibe die Hexenprobe versucht“<sup>1</sup> — erst seit kurzer Zeit ist die Menschheit in diesem Gesundungsprozeß und sucht das Gift der Sexualität auszustoßen, ein Gift, das die Menschheit im Stadium der verwandtschaftlichen Epoche nicht kannte, das dementsprechend auch unsere Kinder nicht kennen. Und in den Jahren der Pubertät, wo sie, der Menschheit nachahmend, es einzusaugen drohen, da heißt es für die Eltern neuen Geistes um die Seelen der Kinder zu ringen, daß sie erotisch und rein bleiben.

„So hatte die mittelalterliche Kirche die europäischen Völker in Verirrungen getrieben, die ihresgleichen in der Weltgeschichte nicht haben.“ Müller-Lyer, dem wir diese Sätze entnehmen<sup>2</sup>, bringt als Belege für die Stellung der Frau in der hochfamilialen Phase Zitate aus Shakespeares „Zähmung einer Widerspenstigen“ (V, 2), aus Goethes „Hermann und Dorothea“ (VII, 114f.).

<sup>1</sup> Gesch. des Heeksenproc. door Scheltema, Haarlem 1828. Aus dem bekannten Werk „von drei Freunden der Wahrheit“: „Geschichtslügen“, 3. Aufl., 1885, S. 191. <sup>2</sup> Phasen der Liebe, S. 60 f.

Besonders charakteristisch ist eine Stelle aus der Kaiserchronik (V, 4517 ff.): „Spät in der Nacht kehrt der Gatte der Lucretia mit einem Gaste heim. Freudig springt sie aus dem Bett und sorgt für ihre Erquickung durch Speise und Trank. Und als ihr Mann, um sie auf die Probe zu stellen, ihr den Wein ins Gesicht schüttet, geht sie ohne ein Wort des Unwillens oder der Klage in ihre Kammer, kleidet sich schöner als zuvor und bedient liebevoll ihre Gäste weiter.“<sup>1</sup> Wir glauben beobachtet zu haben, daß diese Moral des 12. Jahrhunderts noch heute in kleinbürgerlichen Familien lebendig ist und daß sich dort ebenso unbegrenzte Hausherrnautorität und unbegrenzte Hausfrauendemut (ist uns doch ein Fall vorgekommen, wo die Frau eines Gymnasialprofessors täglich die Kohlen abwiegen mußte, die sie in den Ofen legen wollte — der Herr Gemahl wünschte es), ebenso peinlichste Ehrbarkeit nach außen und Sexualexzesse der Phantasie und Bordellbesuche auf Geschäftsreisen miteinander vereinen lassen wie einst, und daß diese Luft der Gifthauch für jeden Garten der Erotik ist.

Dieser Zustand hat aber im Zeitalter des Kapitalismus in jeder Beziehung eine Zuspitzung und Verschärfung erfahren. Bis weit hinein in Mittel- und Kleinbürgertum ist die Ehe eine schlechthin ökonomische Sache, das sexuelle Bedürfnis wird bei den Dirnen erledigt, die Erotik verkommt, ja wird systematisch ausgerottet. Denn dem kühl berechnenden Kopf des kapitalistischen Ausbeuters kann die schöpferisch-menschliche Unmittelbarkeit eines erotischen Zustandes nur als eine lächerliche Verirrung, als ein Aufenthalt, als jugendliche Schwärmerei und Torheit erscheinen. Unsere gesamte Romanliteratur ist voll von diesem Problem, der Künstler nimmt sich immer wieder der Erotik an, und immer wieder muß er in der Wirklichkeit ihr Unterliegen und den Sieg der Sexualität feststellen.

Auch von der anderen Not unserer Zeit, von der Schulnot, kündigen viele Dichtungen, wir nennen nur Hermann Hesses „Demian“ und Hasenclevers „Sohn“. Die Äußerungen zahlloser füh-

<sup>1</sup> Vgl. auch die Griseldis-Geschichte.

<sup>2</sup> Man vergleiche unter zahllosen Schöpfungen Georg Hermanns Roman: „Jettchen Geberts Geschichte“ und Thomas Manns „Buddenbrooks“, man denke an die unendliche Reihe der dramatisierten Liebes- und Ehetragödien.

render Zeitgenossen über das Schulleben brauchen wir nicht zu zitieren, es genügt, auf eine Arbeit zu verweisen, die den bestehenden Zustand an reichem Material und unter größter Sachlichkeit belegt; das ist die Veröffentlichung von Ernst Hierl, „Lehrer und Gemeinschaft“ — Eine Schule der Verantwortung<sup>1</sup>. Viel wichtiger aber als alles, was Erwachsene nachträglich zu diesem Zustand zu sagen haben, sind die unmittelbaren Zeugnisse der Jugend, wie sie in dem vielgeschmähten „Anfang“ 1913/14, im „Neuen Anfang“ und mannigfachen ähnlichen Organen, die in letzter Zeit entstanden sind, vorliegen. Die objektiv vorhandene Tatsache, daß Jugend selbstdenkend und kritisch zur Erziehung Stellung nimmt, beweist, daß die Jugend nicht mehr bloßes Objekt der Erziehung ist, sondern bewußt Subjekt zu sein beginnt. Und wieder wird der tiefer schürfende Geist hier die Tatsache einer neuen Bewegung, die Tatsache eines neuen Bewußtseins feststellen, wird einen gewaltigen Kampf zwischen Lern- und Lebensschule, zwischen kapitalistischer „Klassen-“ und sozialistischer „Volkschule“ beobachten. Die Klassenschule, die in der Jugend nur den Durchgang zum Beruf sieht, die in allem Kindergartenland nur asphaltierte Heerstraßen zur Großstadt der Erwachsenen anlegen will, die alle Erziehung zweckbestimmt sein läßt von der zu erwartenden Aufgabe im künftigen Klassenstaat: als Kaufmann und Unternehmer, als Beamter, Offizier, als Geistlicher, Lehrer — die wahre Volks- und Einheitschule, der Jugend Eigenwert und Selbstzweck ist, die das Kinderland in seinem unerschöpflichen Reichtum bebaut, die jeden Menschen für „begabt“ hält, denn jeder hat sein Charisma; die jedem Jugendlichen den Weg zu sich selber nach eigenen Gesetzen finden hilft. Wird dieser Konflikt in den Schuljahren in wachsendem Maße als unerträglicher Druck empfunden, aber meist im Unterbewußtsein — so tritt er ins helle Licht peinigender Deutlichkeit bei der Berufswahl.<sup>2</sup>

Wir geben für diesen Zustand einen charakteristischen Beleg; der Fall gewinnt durch die Einkleidung in das religiöse Problem — es handelt sich um Gewissenskonflikte eines werdenden Geistlichen, der im ersten Examen steht — eine besonders starke Bedeutung,

<sup>1</sup> Verlag „Der Neue Merkur“, München 1919.

<sup>2</sup> Vgl. den Sonderabdruck aus der „Hochschule“ 1918, Heft 1: Franz Sachs, „Der Beruf“; Willi Wolfradt, „Wider den Beruf“; Alfred Rurella, „Der Versuch“

denn es verbindet sich unter dieser Frage alles, was im alten Geiste lebt: Familie, Versorgung, Möglichkeit der Heirat — die sexuelle Frage also — Untertanengeist, Tradition und Autorität — gegen das klar bewußte und gefühlte Prinzip persönlichen Wertes, persönlicher Unabhängigkeit. Aber die alten Mächte siegen, die Frage der ökonomischen Existenz ist entscheidend. Es folgen die entscheidenden Briefe des 23jährigen Kandidaten:

27. Januar 1906.

„Doch damit komme ich zu meinen Examensarbeiten. Die dogmatische Arbeit: „Warum bedarf die christliche Frömmigkeit des historischen Christus, und warum genügt ihr das nicht?“ habe ich zuerst in Angriff genommen. Da die Fragestellung schon schief ist, hatte ich große Schwierigkeiten, bis ich mich entschloß, die Arbeit ganz von meinem Standpunkt aus zu behandeln. Nachdem ich den Entwurf fertig hatte, stiegen mir aber große Bedenken auf, ob ich überhaupt damit zugelassen werden würde. Ich schickte deshalb Freitag vor 8 Tagen die Arbeit an Onkel ... (einen bekannten Theologieprofessor — Der Verf.), habe aber bis heute keine Antwort. Dies wird ja vor allem durch Onkels Krankheit zu erklären sein.“ ... (Er skizziert dann den Inhalt seiner Arbeit, wir geben den Schluß des Entwurfs:)

„Den Augenblick, wo die Entscheidung für den Gesamtwillen eintritt, nennt man Bekehrung. Es ist also die prinzipielle Scheidung von der Sünde in der Bejahung des Gesamtwillens, damit also noch keine Sündlosigkeit, sondern der Anfang des Vernichtungskampfes gegen den Egoismus, der natürlich nur so weit erfolgreich ist, wie die Ausübung des Gesamtwillens vorwärts geht. Die prinzipielle Bejahung des Gesamtwillens äußert sich natürlich auch im Gefühl, wie jede Bejahung und Verneinung eines Willens, und zwar hier als Bejahung des Willens, des Gesamtwillens, der das Wesen des Menschen ausmacht, als das tiefste und edelste Gefühl, genannt: Friede mit Gott, ewige Seligkeit.

Dieser Zusammenschluß mit dem Gesamtwillen ist das, was man Glauben nennt.

Die relative Bedeutung des historischen Christus wird aus diesem Zusammenhang klar: als ein Mensch, in dem der Gesamtwille, Gott, in der relativ reinsten Form sich einen Ausdruck verschafft hat.



Also ist der christlichen Frömmigkeit wesentlich das Bekenntnis zur Gottheit Christi, denn das ist eben die ganze Bedeutung Christi, daß in ihm der Gesamtwille, Gott, geschaut wird. Er ist die Offenbarung Gottes.“

12. Februar 1906:

„Die Antwort von Onkel ließ zwei Wochen auf sich warten, mitverursacht durch seine Krankheit; ihr Inhalt etwa der: „Auf deine Arbeit nimmt dich keine theologische Fakultät der Welt an, ich habe dich doch sonst als einen bescheidenen Menschen gekannt; kannst Du Deine Philosophie nicht bei Seite lassen, rate ich Dir erst einmal wieder in ein christliches Pfarrhaus als Hauslehrer zu gehen, um die Anfangsgründe einfacher christlicher Frömmigkeit zu lernen.“ Also hier jede Tür des Verständnisses verammelt.

Ich bringe gleich das Ergebnis: Ich habe mich entschlossen, die Arbeit ganz in den alten Formen zu machen. Der Wert dieser Episode ist der, daß ich mich zunächst noch keinem Menschen verständlich machen kann, ich kann nicht jetzt zum Examen meine Lebensarbeit vorwegnehmen, um mich verständlich zu machen. Damit ist die Sache bis zum Pfarramt erledigt, ich bleibe bis zur schriftstellerischen Vertretung meiner Ansicht ganz in den alten Formen, die ich ja innerlich völlig wahr vertrete. Nun noch einiges Nähere.

In den zwei Wochen Wartezeit merkten die Eltern, daß was nicht in Ordnung war, ich bereitete sie durch Andeutungen vor, daß für mich die Existenz auf dem Spiel steht. Mit Onkels Brief kam die Sache zum Klappen: ich las ihn vor, zugleich meine Antwort: Ich gehe meinen Weg, Examen gebe ich auf, Hauslehrer, bis ich anderwärts mir Boden verschafft habe. Vater riet zum Oberlehrer, Mutter unglücklich, schlaflose Nächte, Herzkrämpfe.

Ich dachte jeden Tag die ganze Sache von vorn bis hinten durch, eine aufreibende Sache! Gespräche mit Tante A. (viel Verständnis!) und G. halfen dem eigenen Denken. Schön war anders. Ich konnte es nicht verwinden, daß es mir eine Unwahrheit erschien, in Formen wissenschaftlich mich zu bewegen, die ich nicht mehr teile. Auf der einen Seite stand: diese Unwahrheit, die eigene Existenz, die Praxis als die Grundbedingung für die Bewährung meiner Formen, die einzige Möglichkeit, für andere leben zu können, in der

Weise, daß ich lernen konnte, um ihretwillen, nicht um meinetwillen meine Formen zu haben usw. Auf der anderen Seite: Mißtrauen und stärkste Unsicherheit im Verhalten der Menschen zu mir, innerste Untergrabung des Gemeinschaftsverhältnisses (für mich Existenzbedingung), wenig Aussicht, in meiner Sache vorwärts zu kommen, da das Hauslehrertum fast meine ganze Kraft beanspruchen würde, die Eltern unglücklich und ganz verzagt, eine gesunde Existenz vielleicht ganz vernichtet, Isolierung und abgeschnitten von allem, wovon ich wachsen könnte, kurz gegen alles und gegen alle. — Da glaubte ich einen Weg gefunden zu haben, mit Wahrung meiner Formen auf andere Art diese Arbeit zu machen, man atmete auf. Das erwies sich aber als Dunst, mir blieben nur die alten Formen übrig. — Ich bin sehr froh jetzt über die Entscheidung und habe nicht das leiseste Bedenken einer Unredlichkeit mehr. War es richtig? Objektiv vermag ich nicht zu urteilen. Die eigene Existenz kommt dabei in Frage. Aber ich habe die Empfindung, mit diesem Schritt auf meinem Wege positiv vorwärts gekommen zu sein.“

Unverschleiert liegt hier die Tragödie eines tapferen einsamen Menschen vor uns, der in dem verzweifeltsten Kampf gegen die Übermacht der Gesellschaft kapituliert und sich einfügt, der durch die Philosophie vom Gesamtwillen und der Notwendigkeit der Unterordnung sich ideologisch die ökonomische Abhängigkeit seiner Stellung objektiviert und dann im Nachgeben seinen Frieden findet. Er weiß nicht (es liegt ihm nur im Gefühl), daß in seinem scheinbar vereinzeltten Kampf ein Vorpostengefecht der aufsteigenden neuen Gesellschaft geführt wird, zu der er der Erkenntnis nach gehört, der er in Wirklichkeit anzugehören nicht die Kraft findet. Noch im Juli 1905 schrieb er: „Mit mir steht die Sache so, daß ich bei meiner ablehnenden Stellung gegen Ordination, Taufe und Abendmahl nicht ans Pfarramt denken kann trotz Deiner Gegenrede. Ein unwahres Verhältnis kann nie fördern, das fällt auf mich zurück. . . . Also geometrische Aufgabe: einen Futterplatz zu suchen, welcher folgende Bedingungen erfüllen soll: a) freie Arbeitszeit für die Kritik der evangelischen und katholischen Dogmatik, b) eine Möglichkeit, Erziehung zu lernen und zu studieren. Frau und Kinder werde ich hoffentlich entbehren können.“ Damals lebte er noch im

reinen Studium, die Fesseln der ökonomischen Abhängigkeit kaum verspürend; nun drängen die Verhältnisse zur Entscheidung, er fällt dem alternden Vater zur Last, die Unklarheit der sexuellen Lage meint er in einer Ehe beseitigen zu können; er ergibt sich der herrschenden Gesellschaft in der stillen Hoffnung, sie werde ihm dann ein Privatgärtchen für Eigenphilosophie gestatten.

Uns sind eine ganze Reihe solcher Fälle aus jenen Jahren bekannt, nur bei einem siegte der neue Wille, er verbrannte seine Lizentiatenarbeit und schlug sich mit großer Energie — ein Vagabund des Lebens — durch die Welt, um schließlich als Hauslehrer und Mitarbeiter in einer Künstlerfamilie durch übertriebene Fasten- und Hungerkur zur Reinigung des Leibes, zur Steigerung der seelischen Kraft einen frühzeitigen Tod zu finden. Vorkämpfer einer neuen Welt, gefallen auf dem wahren Felde der Ehre!

Die neue Gesellschaft wird diese Frage des Berufs vom Menschen aus lösen müssen, statt wie bisher vom Bedarf der kapitalistischen Gesellschaftsordnung: so und soviel Ingenieure werden gebraucht, so viel Juristen, Oberlehrer, Theologen usw. — und dementsprechend prekte sich die Jugend in „freiwilliger“ Verstümmelung in die gewünschten Formen (freiwillig! unter welchen inneren Tragödien!); künftig wird es heißen: hier sind so und so beschaffene Menschen, gebt Raum, daß sie der Gemeinschaft fruchtbar werden.

Es würde einer sehr umfangreichen Materialsammlung bedürfen, um auch dem Zweifler beweisen zu können, was dem, der die Dinge übersieht, bekannt ist: daß noch niemals die Frage der Berufswahl von der Jugend so peinlich und brennend empfunden wurde wie heute, daß noch niemals die Problematik des Berufes so tief gefühlt wurde: in den alten Berufsständen, in der organisierten Berufsfolge, entsprechend der Erbfolge der kapitalistischen Ordnung, kam das der Jugend früher längst nicht in dieser Weise quälend zum Bewußtsein. Und so weist sich auch in diesem Erleben der Jugend das Werden einer neuen Gesellschaft auf.

Das sind alles objektive Merkmale für den beobachtenden Soziologen, im Bewußtsein der Jugend lebte vor 1918 nichts von dieser Tatsache, Kämpfer für eine neue Gesellschaftsordnung zu sein — höchstens in der Verkleidung der Alkoholfrage und ähnlicher peri-

pherischer Probleme, seit 1918 ist das politische Problem hinzugekommen.

Es ist von eigenartigem Reiz, zu beobachten, wie die vorigen Probleme die Jugend nicht in ein Zukunftsland gewiesen haben, sondern in ein Land der Vergangenheit. Ähnlich wie die Klassiker im Griechentum, rückwärts gewandt, im Grunde doch ein Ideal der Zukunft gesehen haben, so sah die Jugend unter den geschichtlichen Formen vergangener Jahrhunderte, ja Jahrtausende, ein Zukunftsbild. Das Fortdrängen von der familialen Beengtheit der Familie, von der Unwahrhaftigkeit des heutigen Kirchentums, von der widerwärtigen sexuellen Verrohung unserer Tage trieb sie rückwärts, führte sie zu Idealen der verwandtschaftlichen, mindestens der frühfamilialen Epoche; die Liebe zur mittelalterlichen Religiosität, das „völkische“ Bewußtsein, das Zurückgreifen auf die Erotik der verwandtschaftlich lebenden alten Germanen, die Sehnsucht nach ländlicher Primitivität, nach Selbstversorgertum und Eigenbedarfsdeckung — alles das ließ Zustände der Vergangenheit als Ideale kommender Tage auftauchen. In allem lebte die entschlossene Abkehr von der hochfamilialen und spätfamilialen Phase, von Kapitalismus, Familientyrannie, Drillschule, Autoritätskirche, Begriffskunst, verkäuflicher Geschlechtsbefriedigung, Berufstretmühle — und da nahm sich die Jugend ihre Ideale dort, wo sie anderes Leben zu finden meinte, aus der Epoche vor diesen Zeiten. Diese Zusammenhänge hat Alexander Rüstow in einer meisterhaften Studie aufgedeckt: „Zur Geschichte, Soziologie und Ethik der Jugendbewegung“<sup>1</sup>. Er sagt: „Es gab eine unbürgerliche Kultur vor dem Kapitalismus, wie es nach ihm wieder eine geben wird. Jene, im hohen Mittelalter gipfelnd, hat sich als Gesinnung in Resten einer freilich immer dünner und matter werdenden Überlieferung bis heute erhalten. Sie zu pflegen, zu reinigen und zu stärken, die Besinnung auf ihre alten gesunden und kräftigen Wurzeln wieder zu beleben, ist die Aufgabe des völkischen Flügels der Freideutschen Jugend, der es nicht zu verschmähen braucht, sich in diesem besten Sinn auch konservativ zu nennen. Die, deren Sinn mehr auf die künftige nachkapitalistische Geistigkeit gerichtet ist, bilden den linken

<sup>1</sup> Sozialismus-Heft der Freideutschen Jugend, Mai/Juni 1920.

sozialistischen, kommunistischen Flügel. Das gemeinsame Band, das, mehr empfunden als gewußt, sie zu eigenem Erstaunen immer wieder lebendig verband, ist hier aufgezeigt worden: die Brücke, die, den trüben Strom kapitalistischer Bürgerlichkeit in sehnsuchtsvollem Bogen überspannend, die besseren Ufer vorkapitalistischer Vergangenheit und nachkapitalistischer Zukunft miteinander verbindet.“

Auch aus diesen Beobachtungen Rüstows ergibt sich die objektive Feststellung einer neuen seelischen Einstellung zum Kapitalismus bei der Jugend, die sich aber der politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge nicht bewußt wird. Wie sollte es auch möglich sein bei dem früher geschilderten Druck, den die alte Gesellschaft ausübt? Wer sprach denn früher überhaupt von Politik? In der Jugend gewiß keiner. Erst an dem Punkt, wo es sich um den Übertritt ins eigentliche Berufsleben handelt, erst da bemerken wir hier und da einen Versuch, sich zu orientieren.

Nur gelegentlich sehen wir junge Menschen an der Schwelle des Berufes eifrig bemüht, sich über allerlei zu unterrichten, über die politischen Parteien, über Marx und Engels, was das eigentlich für Leute wären usw. Auf den Hochschulen gibt es kaum eine Berührung mit dem Sozialismus, wir erwähnten ja schon, wie systematisch die bürgerliche Wissenschaft alles geächtet hat, was nicht von der Junft ist.

Das ist nun seit der Revolution anders geworden. Und kleine Teile der Studentenschaft beginnen die Lage zu begreifen. Im ganzen ist aber geradezu eine ideologische Orgie nationalistischer Verheerung wie ein Fieber ausgebrochen. Die bürgerliche Gesellschaft nutzt die rückwärts gewandte Idealistik der Jugend, um sie politisch zur Aufrechterhaltung der gottgewollten kapitalistischen Herrschaft zu mißbrauchen. Bismarcks Gestalt, als die eines altgermanischen Heerführers empfunden, fordert Treue und Gefolgschaft. Und so treibt die Jugend zwar „entschiedene Schulreform“, aber marschiert Hand in Hand mit dem deutsch-nationalen Jugendbund, nicht spürend, welche innere Unmöglichkeit in dieser Konstellation liegt.<sup>1</sup> Hier, auf dem Gebiet der Erkenntnis, ist fast noch alles zu

<sup>1</sup> Vgl. den Aufsatz des Verf. „Klarheit im Denken“ in Heft 22 der „Jungen Menschen“ (von Ende November 1920) und den Protest des D. N. J. im Heft 1 des Jahrganges 1921.

leisten, aber die Arbeit wird leicht sein, weil das Gefühl für die Abwehr des Kapitalismus vorhanden ist, weil die objektiven Kräfte in diese Richtung drängen.

Am deutlichsten wird die objektive Tatsache, daß in der Jugend die neue Zeit gestaltend wirkt, in der Jugendbewegung selber. Zur Orientierung verweisen wir auf die Zeitschrift „Freideutsche Jugend“, auf die Broschüren „Die freideutsche Jugendbewegung (1913—1919) von A. Messer<sup>1</sup> — mehr historisch referierend —, auf die gleichnamige Arbeit von Grabowsky und W. Koch<sup>2</sup> — mehr prinzipiell-problematisch. Blüchers Geschichte des Wandervogels war bereits genannt, statistisch wertvolles Material bieten die Hefte von Normann Körber<sup>3</sup> — eine ausgezeichnete Übersicht mit reichem Literaturverzeichnis, von Joseph Ripper<sup>4</sup> und von Max Peters<sup>5</sup>. Auf Wyneken als Vorkämpfer der Jugendbewegung und alles, was in den Landerziehungsheimen, in Wickersdorf und sonst praktisch erarbeitet ist und sich theoretisch dann kristallisiert hat, muß endlich hingewiesen werden. Denn die ganze Schulreformbewegung ist eigentlich ein Produkt der Jugendbewegung.<sup>6</sup> Man denke an die Meißnerformel von 1913, mit der die freideutsche Bewegung ins Leben trat: „Die freideutsche Jugend will aus eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten“ — oder man lese in Wynekens Aufruf zum ersten Jugendtag: „Die Jugend, bisher nur ein Anhängsel der alten Generation, aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet, angewiesen auf eine passive Rolle des Lernens, auf eine spielerisch-nichtige Geselligkeit, beginnt sich auf sich selbst zu besinnen. Sie versucht, sich selbst ihr Leben zu gestalten, unabhängig von den trägen Gewohnheiten der Alten und von den Geboten einer häßlichen Konvention. Sie strebt nach einer Lebensführung, die jugendlichem Wesen entspricht, die es ihr aber zugleich ermög-

<sup>1</sup> In Friedrich Manns Pädagogischem Magazin Nr. 597. <sup>2</sup> Bei Perthes, Gotha.

<sup>3</sup> Die deutsche Jugendbewegung, im Zentralverlag 1920.

<sup>4</sup> Die sozialistische Jugendbewegung in Deutschland, Volksvereinsverlag, München-Glabbach 1913 — vom Zentrumsstandpunkt aus.

<sup>5</sup> Die weibliche Jugend und ihre Organisation, Verlag „Arbeitende Jugend“ 1908

<sup>6</sup> Vergleiche zum Folgenden den Aufsatz des Verf. in der „Schöpferischen Erziehung“ S. 78 ff.

licht, sich selbst und ihr Tun ernst zu nehmen und sich als einen besonderen Faktor in die allgemeine Kulturarbeit einzugliedern.“ Oder mit anderen Worten: Die Jugend ist ein Eigenwert mit eigenem Recht, ihr Wert beruht nicht in dem Streben nach dem Erwachsenentum, ihr Recht nicht auf dem Gesetz der Erwachsenen für Erwachsene oder für solche, die es werden wollen.

Wir erfassen damit die ganze Jugendbewegung als Symptom der Zeit, als Zeichen einer ungeheuren Umwälzung der Gesellschaftsordnung.

Da ist die proletarische und die bürgerliche Jugendbewegung. Die bürgerliche stammt aus den Kreisen, die im Wandervogel, in den Freischaren und ähnlichen Bünden ihres Eigenseins bewußt geworden sind.

Wie steht es mit der proletarischen Jugendbewegung? Will sie die Jugend um ihrer selbst willen, als Selbstzweck? Kann sie sie als solche wollen?

Man macht es der proletarischen Jugend zum Vorwurf, daß sie unjugendlich sei, daß sie die jungen Menschen — vom 14. bis 20. Lebensjahr etwa — nicht zur Erfüllung mit Jugendkultur vereine, sondern zur Erziehung zum Parteimenschen. Sie sei also um nichts besser als die Art der alten höheren Schule, die dort den künftigen Beamten und Techniker, den künftigen Kaufmann und Offizier bildete, nur daß die proletarische Jugendbewegung den künftigen Funktionär im Auge habe. Ein Körnchen Wahrheit steckt in diesem Vorwurf; ein Körnchen Wahrheit, das bei Licht besehen eine bittere Not und Notwendigkeit ist. Denn der proletarische Jugendliche ist kein freier Mensch mehr, der von Vaters Tasche lebt und lernen und studieren kann ohne Rücksicht auf Erwerb und Lebensnot, er ist ja insofern unjugendlich und muß es sein, weil er schon eingereicht ist in den großen Kampf ums Dasein. Er, der täglich mit Werkzeug und Maschine, mit Produktion und Kapitalismus zu tun hat, er wird, ob er will oder nicht, hineingestoßen in den brutalen Existenzkampf. Und da ist es einfach der Trieb der Selbsterhaltung, daß er sich nach seinesgleichen umsieht, daß er in der Partei seinen wahren Freund sucht und sich ihr zur Verfügung stellt.

Dadurch bekommt der jugendliche Proletarier etwas Unjugendliches, etwas Weltficheres und Fertiges, etwas vom Erwachsenen. Er ist dem bürgerlichen Freideutschen weit überlegen in der Sicher-

heit seiner Entscheidungen und Formulierungen, in der Entschiedenheit seines Auftretens. Er kennt nicht die Relativität und Problematik im Leben des bürgerlichen Jugendlichen, er würde seine Kraft dabei verschwenden und sich untüchtig machen für den eigentlichen wirtschaftlichen Kampf.

Aber selbstverständlich ist das ein Übelstand. Und wir erwarten, daß die wahre Einheitschule den heutigen Bürgerlichen befreit von der intellektuellen und ästhetischen Spielerei der Gedanken und Empfindungen durch dauernde Fühlung mit dem Werk, und wir erwarten, daß sie den heutigen Proletarier befreit von dem frühreifen und altklugen Wesen, indem sie ihm die Sorge um die Lebensnot abnimmt, ihm und den Eltern. So wird und muß sich der Unterschied zwischen den bürgerlichen und proletarischen Jugendlichen verwischen, je mehr sich die soziale Einheitschule verwirklicht. Es muß dann auch dahin kommen, daß es nicht verschiedene Jugendorganisationen der sozialistischen Parteien gibt, sondern daß die gesammte Jugend mit dem Sozialismus als Lebensanschauung sich auseinandersetzt.

Was aber jenseits dieser eben gekennzeichneten bürgerlichen und proletarischen Jugend steht, die im Jungdeutschlandbund, in den Pfadfindern und ähnlichen Bünden organisierten Jungbejahrten, die können wir nicht als Jugendliche ansprechen, sie sind Nachahmer der Erwachsenen, ihnen ist das ganze Leben in den ersten 20 Jahren eine Vorschule zum Feldwebel oder Beamten, sie sind die geborenen Untertanen, die Denktträgen und Unfruchtbaren, auf die der Name Jugend überhaupt nicht paßt, denn sie sind alt, ohne jung gewesen zu sein. Sie sind das willkommene Menschenmaterial zum Heizen des kapitalistischen Brutofens. Sie interessieren sich für nichts, sie interessieren auch keinen lebendigen Menschen, sie sind sich allein selber interessant.

Und so bleibt uns als ein besonderes Phänomen auch hier das Problem der bürgerlichen Jugend, die sich von den Anschauungen und Zielsetzungen der Erwachsenen emanzipiert hat, deren geistig bewußtester Teil die freideutsche Jugend ist.

Um es nun einmal deutlich allen denen zu sagen, die immer noch nicht wissen, was für ein Ding das eigentlich sei „Freideutsche Jugend“, denen sei wenigstens das Außerliche gesagt: Sie ist eine Fortsetzung der Wandervogelbewegung, aber bewußter, vergeistigter, sie ist kein Verein, in den man eintreten kann, sondern eine Be-



wegung, eine besondere Einstellung zum Leben; sie existiert erst seit 1913 und ist durch den Krieg in ihrer Arbeit fast lahmgelegt gewesen; zu ihr gehören auch wohl Männer wie Wyneken und Blüher, aber auch Lic. Paul Lillich, Natorp u. a. Am es politisch zu sagen: vom Kommunisten bis zum Deutschnationalen sind hier Menschen vereint; vielleicht ist es die einzige Gemeinschaft in Deutschland, die heute einen solchen Zustand zu ertragen vermag.

Wir begreifen diese Jugendbewegung als eine soziologische Erscheinung, als ein Symptom der „spätfamilialen Phase“, als ein Zeichen des sich zersetzenden Kapitalismus.

Wyneken protestiert zwar in seiner temperamentvollen Art dagegen und sagt: sie gehöre nicht zu den sozialen Emanzipationskämpfen, die alle noch dem Zeitalter des wissenschaftlichen Geistes angehören und in seinen Kategorien denken. Es gehe nicht so mechanisch-quantitativ weiter: Emanzipation erst des dritten, dann des vierten Standes, dann vielleicht des fünften, dann der Frauen, dann der Jugend, dann der Kinder und zuletzt der Haustiere. — Er sieht das Prinzip der Jugendbewegung in einem neuen Körpergefühl. „Es ist der Kampf des Lebens wider den Begriff, es ist der Freiheitskampf des Leibes.“ Ich glaube, ich könnte mich mit Wyneken rasch verständigen. Gewiß geht es nicht so mechanisch-quantitativ die Stufenleiter abwärts bis zur Emanzipation der Stubenfliege, dennoch aber ist die Befreiung der Arbeiterschaft, des Weibes, der Jugend, ja des Leibes eine notwendige und gleichzeitige Erscheinung des sich selbst zersetzenden Kapitalismus. Denn es liegt im Wesen dieses Vampyr, alles menschliche Sein blutsaugend auszupressen, um es innerlich durch den Umlauf des Warenprozesses in Mehrgewinn umzuwandeln und als Kapitalanhäufung auszuscheiden. Diesem Moloch ist bisher alles geopfert worden: die Leiber unseres Volkes, unserer Kinder und unserer Frauen, unserer Arbeiter und unserer Angestellten.

In dem Augenblick, wo die Kraft dieses Ungeheuers erlahmt, in demselben Augenblick werden wir uns unserer Leiber neu bewußt, erwacht die Frau zur Selbständigkeit, werden die Kinder ihrer Jugend inne, wird der Arbeiter Mitbestimmer usw. Unter einer Last seufzten wir alle gebunden.

Und somit bringt der Kampf der Klassen, der Sturm des vierten

Standes allen Befreiung: den Jugendlichen, den Frauen, den Arbeitern. Und somit handelt die proletarische Jugend durchaus instinktsicher, wenn sie ihre Jugend nur durch den Klassenkampf sich erobern zu können glaubt.

Denn der Kapitalismus erkennt nichts an außer sich selber, er wurde sich selber zum Gözen, zum Inbegriff alles Seins. Was galt Jugend und jugendliche Art — er sprach vom Standpunkt der Nützlichkeit aus sein Wort von der Spielerei bei der Jugend, die ernsthafter Arbeit weichen müsse; was galt ihm die Entwicklung aller Fähigkeiten im Jugendlichen, die Heranreifung zum Vollmenschen — das konnte er gar nicht gebrauchen, im lag nur an der entwickelten Spezialität zur Nuzbarmachung in irgend einem Betriebe: hier die Gehirnspezialität des höheren Schülers zum künftigen Fabrikleiter oder Kaufmann, zum ordnunghaltenden Beamten und Soldaten, zum kinderaufzuchtenden Lehrer; dort die Handspezialität gepaart mit einigem Menschenverstand zur sicheren Beherrschung des Körpers, um als Arbeiter gut verwandt werden zu können. Was scherte es ihn, wenn Kinder in den Betrieben verdarben, wenn Leiber verkümmerten, Frauen siechten und unfruchtbar wurden, Männer früh alterten und im Elend untergingen? Hier in der Welt des Kapitalismus hatte ja nichts seinen Eigenwert — der schöne Ausblick in die Landschaft war gut, um dort ein Vergnügungsort anzulegen, der Gebirgsbach war brauchbar, um damit eine Maschine zu treiben, um billig Elektrizität zu erzeugen. Ob Natur, ob Tier, ob Mensch — überall nur die eine Frage: Wie nütze ich's am besten, wie verwandle ich alles in Kapital? In diesen Strudel wurden alle Werte, letzte und höchste Dinge gezogen: Wissenschaft, Kunst, Religion. Wie konnte, wie sollte da die Jugend einen Eigenwert behalten?

Und so ist die Jugendbewegung, die sich ihrer selber als Jugend bewußt wird, ein Zeichen des zerfallenden Kapitalismus, des sieghaft aufleuchtenden Sozialismus.

Man darf nicht dagegen einwenden, das treffe nicht zu, weil weite Kreise der bürgerlichen Jugendlichen dem Sozialismus wenn nicht feindlich, so doch ablehnend gegenüberstehen. Es handelt sich mit der Feststellung, die wir hinsichtlich des langsam vordringenden und siegreichen Sozialismus gemacht haben, um einen objektiven Befund, dessen Gültigkeit durch das subjektive Empfinden nicht beein-

trächtig wird. Lange noch fühlt einer den Rand des ins Gesicht gedrückten Hutes, auch wenn er abgenommen ist, bis eine Hand glättend und streichend die Druckempfindung verwischt. Die objektive Änderung eines Zustandes und das subjektive Erlebnis dieser Tatsache fallen häufig zeitlich stark auseinander. Aus dieser Disharmonie ergibt sich bei der bürgerlichen Jugend eine merkwürdige Unsicherheit, so jugendlich sie sich äußerlich zum Teil gebärdet, zum Teil auch wirklich ist, so unjugendlich, so instinktlos und spintifizierend ist sie größtenteils innerlich. Umgekehrt beim proletarischen Jugendlichen: äußerlich wie ein Erwachsener, meist durchaus unjugendlich in Rede und Art, innerlich oft jugendlicher als der bürgerliche Kamerad, weil ungebrochen in seinem Instinkt.

Die Witterung der neuen Zeit fand innerhalb der bürgerlichen Jugend zuerst die männliche, die 1896 den Wandervogel schuf. Bekannt ist Blüher's Theorie von der Macht des Eros, der diesen Bund stiftete, von den Männerbünden überhaupt und ihrer staatlich und geistig schöpferischen Kraft. Wir glauben, es liegt in dieser genialen Hypothese ein großes Stück Wahrheit; sie hat ihre Gültigkeit für die ganze Menschheitsepoche, die unter der Signatur des nach Berufen differenzierten Mannes steht. Uns scheint, als müsse der Eros als einendes Band gerade dann zum Bewußtsein kommen, wenn die Differenzierung die Menschheit zu atomisieren droht. Er ist die polare Ergänzung der rationalen Berufsteilung. Bekanntlich entwickeln sich soziologisch die sogenannten sekundären Liebesgefühle wie Eifersucht, Scham, Keuschheit gerade infolge der Differenzierung der Männer und infolge der damit verbundenen ökonomischen Neuordnung. Es besteht also ein inniger Zusammenhang zwischen diesen beiden Tatsachen. Nun erlebt der junge Mann die Geschichte seines Geschlechts in Kürze von neuem in seiner eigenen Entwicklung, ihn berührt das Problem der Differenzierung schon mit 10 bis 12 Jahren, er erlebt diese Umwälzung des männlichen Liebeslebens mit der Ausbildung der sekundären Triebe im Anschluß daran, diese Dinge fallen mit den Zeiten der Pubertät zusammen, und so gewinnt seine geschlechtliche Entwicklung den ungeheuer revolutionären Charakter. Sein, des Mannes, Menschheitsgefühl ist also um eine gewaltige Epoche früher entwickelt und differenziert, als das der Frau — und das spiegelt sich in der Entwicklung des In-

dividuums wieder. So nahm die männliche Jugend die Morgenröte einer neuen Zeit eher wahr als die weibliche. Ja, sie glaubte infolgedessen vielfach ein besonderes Recht auf die neue Zeit zu haben, zum Teil ahnt sie auch, daß eine spezifisch männliche Epoche der Menschheitsgeschichte sich ihrem Ende zuneigt. Denn das Entscheidende in der Jugendbewegung ist nicht der männliche Bund, sondern die Mädchenbewegung. Gewiß, sie kam erst später als das Knabenerwachen, sie kam später, die Mädchenbewegung, sie kam langsam, sie kam fast schläfrig und ist beinahe jetzt noch verträumt mit jener gehemmten Bewegung des Erwachens wie auf dem bekannten Hodlerschen Bilde. Und dennoch liegt in ihr die Entscheidung.

Uns alle umweht wie Windeshauch der Atemzug der neuen Zeit. Einer neuen Zeit, die gesellschaftlich die Differenzierung der Frau nach Berufen bedeutet, die im Anschluß daran eine ungeheure Umbildung des Liebeslebens bringt und die als polare Ergänzung den weib-weiblichen Eros, den Frauenbund als Gegenstück zum Männerbund erzeugt. Und nun werden die Frauen schöpferisch, nun gewinnen sie ihre eigene Geistigkeit, nun gestalten sie mit das öffentliche Leben. Was sich seit hundert Jahren etwa vor unseren Augen abspielt, ist eine so ungeheure Revolution der ganzen Gesellschaft, wie sie seit Jahrtausenden nicht gewesen. Wir aber stehen mitten drin. In der Romantik erwachte scheu und bang, unsicher und tastend der Eros der Frau, schöpferische Kräfte blühen in ungeahnter Weise auf — die gesamte Weltgeschichte hat nicht so viel schöpferisch bedeutsame Frauengestalten aufzuweisen, wie die letzten hundert Jahre sie gebracht haben: Caroline, Annette von Droste, Luise von Francois; unter uns: Käthe Kollwitz, Ricarda Huch, Lulu von Strauß und Torney; und so wären noch viele im In- und Auslande namhaft zu machen.

Und so stehen wir mitten in der Atomisierung der Frauenwelt; der allgemeine, bis dahin so wenig differenzierte Typ des Weibes beginnt sich in tausend Nuancen zu individualisieren, und jede Frau sicht heute in sich ein Stück der Leidensgeschichte der Menschheit durch, und jeder Sieg, jeder vollendete Charakter eines Weibes ist ein Schritt voran auf der großen Straße der Menschheit. Beginnt für den Mann heute nur eine neue Seite des Menschheitsbuches, so beginnt für die Frau ein neues Kapitel. Ein ganzes Kapitel

lang mit vielen Abschnitten, eine ganze Epoche lang mit mancherlei Phasen, hat das Weib den Hintergrund gebildet, die Kulisse, vor der sich der Mann in tausend Künsten tummelte, nun will auch sie mitspielen, ihre Rolle auf sich nehmen; der Mann muß sich bescheiden lernen, und der Hintergrund ist nicht mehr vom Leid der Frau verstellt, sondern eröffnet wie das Dionysostheater in Athen den Blick aufs Meer, den Ausblick aufs Unendliche. Und darum liegt der entscheidende Faktor der Jugendbewegung heute bei den heranwachsenden Mädchen. Und sie erleben das Problem der Differenzierung, die neue Erotik, die Umbildung der sogenannten sekundären Liebesgefühle, ja ihre Überwindung, sie erleben all diese tief erschütternden Dinge erst nach der eingetretenen Geschlechtsreife, erst mit 16, 17 Jahren, ja manchmal mit 20 und 21 Jahren. Und so erlebt das Mädchen entscheidende Dinge um sieben Jahre später als der Junge; und daß die Mädchen angeblich den Knaben voraus sind, liegt nur an der von Problemen unberührten Sicherheit ihres Seins, so daß sie ruhiger, fertiger, erwachsener erscheinen, als sie in Wahrheit sind. Denn dafür liegen in ihnen weite Strecken brach, die beim Knaben schon längst unter den Pflug genommen sind. Aber wenn sie dann in die entscheidenden Stunden ihres Lebens kommen, dann scheint bei den Mädchen heute der Pflug tiefer zu greifen als bei den Knaben, dann wird die feste Kruste des Ackers aufgerissen, und er liegt offen mit riesigen violetten Wunden. Und dieser Acker hat eine wunderbare Fruchtbarkeit, wie berauschend reich blühen viele Frauenleben heute vor unseren Augen, während so bescheiden und armselig der Acker des Mannes daneben darbt. Und welch köstliche Frucht trägt heute manches Frauenleben! Tausendmal reicher als das Feld des Mannes, dessen Boden erschöpft ist.

Diese Überlegenheit der Frau, die wir heute bei reiferen Mädchen und Frauen beobachten zu können glauben, findet sich schon gelegentlich bei 20- und 21 jährigen. Sie kulminiert um das 30. Jahr, um sich dann wieder dem männlichen Geschlecht anzugleichen. Dagegen scheint uns in der Regel ein 13- bis 16 jähriger Knabe dem gleichaltrigen Mädchen an Produktivität überlegen zu sein, während dem Mädchen die größere Weltsicherheit ohne weiteres zugestanden werden soll.

Wenn wir also mit diesen rationalen Begriffen der soziologischen Beobachtung, des biogenetischen Gesetzes uns über die Jugend-

bewegung zu orientieren versuchen, dann gleichen wir dem Seemann, der mit Kompaß, Beobachtung und Messung den Punkt festzustellen bemüht ist, auf dem sich sein Schiff auf der ungeheuren Weite des Weltmeeres befindet. Und erst nach sorgfältiger Beobachtung und Überlegung wird er unter Berücksichtigung des Reiseziels, des Wetters und der Strömung den weiteren Kurs des Schiffes bestimmen. Er wird dann aus den gegebenen Faktoren heraus die Entscheidungen treffen, die ihn am schnellsten und sichersten zu seinem Ziel führen.

Diese rationale Aufgabe gilt es für die Jugendbewegung zu lösen. Dann werden wir nicht sinnlose Bickzackwege steuern, wie die sogenannten liberalen Pädagogen, die Freiheiten, aber keine Freiheit gewähren wollen. Wir werden auch nicht Gegendampf geben und die Jugend mit militärischen Spielereien aufhalten, sondern wir werden in klarer Überschau des zurückgelegten Weges auch die weitere Fahrt bestimmen und uns nicht irreführen lassen durch Luftspiegelungen und Schwierigkeiten der Stunde. Gerade wer eine Ahnung davon hat, wie sehr jedes Einzelleben einem Nachen zwischen Wellenbergen gleicht, gerade der wird den Ramm des nächsten Wellenberges nicht für das Ende der Welt halten, gerade den wird das Schwimmen im Wellental nicht mutlos machen, das Tanzen auf der Wellenhöhe nicht übermütig. Denn sein Geist steht als Wächter am Steuer und ist nicht gebunden an die materielle Engheit der Sekunde, nein, riesengroß späht er über Wellentäler und Wellenberge nach dem Lande der Verheißung, er hat epochal denken gelernt und kann absehen von persönlichem Glück oder Unglück, vom Erfolg oder äußeren Untergang.

Anders ist die Arbeit derer, die die letzten Triebkräfte, die sich in der Jugendbewegung auswirken, erklären und enträtseln wollen. Sie gleichen Tiefseeforschern, die das Geheimnis der Wassermasse unter dem Schiffe bis zum Grunde durchschauen wollen. Auch das ist eine notwendige Arbeit; ob sie aber jetzt schon zu allgemein gültigen Resultaten führen kann, bleibt zu überlegen. Immer wird die Tiefseeforschung zunächst nur gewisse Abschnitte des Meeresbodens abtasten und ergründen, immer wird die philosophische Abtastung der Menschheitsgründe nur gewisse Zeiten umfassen können. Sie wird leicht Gefahr laufen, ihre Resultate, die sie für gewisse

Tiefen und Gründe gefunden, zu verallgemeinern, und das scheint uns die Lage derer zu sein, die um Blüher herum die Tiefseeforschung der Jugendbewegung betreiben. Gewiß ist dadurch manche Untiefe entdeckt, manche Strömung bekannt geworden, die schon das eine oder das andere Lebensschiff hat scheitern oder abtreiben lassen, und so ist sie wertvoll und von großer Zukunft. Aber sie ist eine Arbeit für ruhige See und für stille Zeiten. In den stürmischen Wehen unserer Tage gilt es vielleicht mehr, die nüchterne, praktische Arbeit der allgemeinen Orientierung zu leisten, um nicht im Dunkel des brandenden Zeitmeeres den Kurs zu verlieren. Sehen wir hier und da ein Schiff sinken, ein Schiff abirren, so müssen wir die Zähne zusammenbeißen, desto fester das Steuer packen, desto sorgfältiger den Kurs halten, denn das Einzelschicksal ist völlig gleichgültig geworden gegenüber der Zukunft unseres gesamten Volkes, ja der ganzen Menschheit. In diesem Rahmen muß Jugendbewegung gesehen werden, nicht isoliert als Liebhaberei tiefäugiger Jünglinge im Schillertragen, nicht als die Romantik von Jungfrauen in sackartiger Umhüllung, sondern als die Sturmbotin einer neuen Zeit. Und diese neue Zeit heißt: das Zeitalter des Sozialismus, das Zeitalter des Personalismus.

Die alte Familie zerfällt sich, sie gibt immer mehr Funktionen an die Allgemeinheit ab; bei bedeutend erhöhtem Maß persönlicher Entwicklungsfreiheit ist doch andererseits auch ein bedeutend erhöhtes Maß persönlicher Gebundenheit vorhanden; nicht an die Forderungen der Familie oder des Standes, sondern an die Forderungen der Gesellschaft. Aber je weiter das Dach sich erstreckt, das ich über meinem Kopfe habe, desto mehr Spielraum habe ich unter ihm. In den kreisförmigen Hütten der Familie mit wenigen Metern Durchmesser gab es keine große Bewegungsfreiheit, und schnell stand man ausgestoßen und abseits, fremd und frierend vor der Tür. Der ungeheure Palast der sozialen Gemeinschaft kennt nicht das Aufeinanderhocken und Sich-auf-die-Hacken-treten der alten Familie, er schafft einen neuen Typ der Familie, aber ohne die enge Luft der niederen Hütten, er schafft eine ganz andere Weite der Lebensmöglichkeit denn je zuvor. Dann hören auch die täglichen Reibungen auf, die heute wegen allzu großer Enge das Leben in den Familien so mühselig machen, eine neue Form des Zusammenlebens zwischen

Eltern und Kindern wird den Jugendlichen ihre freie Entfaltung sichern, und die Jugendbewegung wird den familienfeindlichen Charakter verlieren, der ihr heute so leicht anhaftet.

Wem aber all diese Dinge utopisch oder panthastisch klingen, wer nicht gelernt hat, in Menschheitsepochen zu denken und die Zeichen der Zeit zu beachten, dem möchten wir einen kleinen Hinweis geben, der ihn nachdenklich machen muß. Jeder Pädagoge, der heute in unserer Jugend arbeitet, beobachtet eine völlig veränderte seelische Struktur unserer Jugend, verglichen mit der, die er in seiner eigenen Jugend wahrnahm. Ein Beispiel: unsere Generation hat sich, nicht ohne oft mühselige Arbeit, die Gedankenwelt Stefan Georges und Rainer Maria Rilkes erobert, eine Gedanken- und Gefühlswelt, die der Generation unserer Eltern völlig fremd ist, eine Kost, die für sie gehaltlos, eine Form, die für sie Spielerei ist. Diese gleichen Dinge sind unserer Jugend Nahrung, sind ihrem Sein völlig adäquat, sie lebt in diesen Dingen und weiß gar nicht, daß da Schwierigkeiten sind; selbst wenn sie mit dem Verstand nicht alles erfäßt; in ihr schwingen die unzähligen Ober- und Untertöne dieser Musik mit, die bei den Alten gar keine Resonanz findet.

Da wurden neulich mit einer Klasse 12- bis 13-jähriger Mädchen Rilkes Dichtungen „Orpheus, Eurydike und Hermes“ und „Alkestis“ behandelt; wie tief wurde diese Sprache von den Mädchen verstanden, die der älteren Generation bestenfalls Kling-Klang ist. Wir kennen Sekundaner und Primaner, denen ein Blick in Georges Dichtungen Morgenandacht ist, während ihre Lehrer wenig damit anzufangen wissen. Wir enthalten uns bei dieser Beobachtung jeder Wertung, wir sagen nur: jeder, der sich nicht absichtlich mit Vorurteilen selber vernagelt, der sich über die ungeheuer schwierige pädagogische Situation nicht mit dem billigen Gerede hinwegtäuscht: die Kinder sind verhehrt, in sie wird tausenderlei hineingetragen, was ihre Köpfe verdreht — jeder, der unbefangen an die jungen Menschen herantritt, wird die Tatsache bestätigt finden: es liegt eine ganz andere seelische Struktur vor als noch in unserer Jugend. Das würde noch weiter auf ganz anderen Gebieten zu beobachten sein: vielleicht könnte man zu dem Resultat kommen, daß der Ablauf des geschichtlichen Werdens etwas ist, wofür in der heutigen Jugend kein Organ vorhanden ist, daß ihr geschichtliche



Dinge nur insoweit wertvoll sind, als sie Ausdruck allgemeinmenschlicher Äußerungen sind; vielleicht ist unsere Jugend eine unhistorisch erlebende Generation in dem Sinne der französischen Revolutionstheoretiker des 18. Jahrhunderts. Und so ließen sich andere Beobachtungen anreihen.

Das Ergebnis dieser rein objektiv festzustellenden Tatsachen ist also: Jugendbewegung liegt nicht nur in einem äußerlich vorhandenen Streben gewisser Jugendlicher vor, sich ein Eigenrecht zu erringen — vom Standpunkt des alten Pädagogen aus, der für soziologische Phänomene kein Verständnis zu haben pflegt —, sondern Jugendbewegung ist eine seelische Umbildung und Neueinstellung, bei der selbst der Pädagoge ältesten Schlages zugeben müssen — falls er noch einen Sinn für Tatsächlichkeiten hat —, daß sie vorhanden ist, daß in ihr die Ursache für die Hoffnungslosigkeit und Unerquicklichkeit des unverändert übernommenen Unterrichtsbetriebes liegt.

Was wir nun wollen ist aber weiter nichts, als daß dieser Tatsächlichkeit Rechnung getragen wird, daß diese neue psychologische Situation verwertet wird, anstatt sie böckig zu ignorieren, daß an dieses seelische Neuland, an diese sanft blühenden Gärten mit Ehrfurcht herangegangen wird, anstatt mit der Dampfwalze der altbewährten Methode alles zu zermalmen. Denn wir wissen es: es kann keine Schule werden, die unser Volk seelisch gesund erhält, die nicht eingestellt ist auf diese Tatsachen; und es ist unsere Aufgabe, unsere, der Männer und Frauen, deren Seelen noch nicht Schwielen tragen und hart geworden sind im Reiben und Stoßen der Zeit, es ist unsere Aufgabe, mit aller Nüchternheit und Tatsächlichkeit uns Rechenschaft zu geben über die notwendigen Aufgaben und dementsprechend zu handeln. Wir wollen die Jugend nicht begünstigen, wir wollen ihr nicht schmeicheln und sie wie einen Gözen anbeten; wir haben auch nicht den utopistischen Überschwang gewisser Jugendkreise, die da glauben, man könne von morgen an die gesamte deutsche Jugend in Internaten erziehen, sondern wir legen in Sachlichkeit und Strenge — für manche Jugendliche fast philiströs und oberlehrerhaft — den Grundstein für eine neue Schule, die der Jugend wird Heimat sein können, wo der Gegensatz zwischen Schule, Familie und Jugend sich selber aufhebt, wo endlich Schule und Hochschule gleichbedeutend sind mit — Jugendbewegung.

### 3. Kapitel:

## Die neue Erziehung aus der Struktur der werdenden Gesellschaft.

Den Gedanken der Zukunftsschule als Ergebnis der durch Maschinenarbeit verursachten wirtschaftlichen Revolution, als Ergebnis der aus dieser Revolution sich entwickelnden neuen Gesellschaft hat — soweit wir sehen — Karl Marx 1867 zum erstenmal im Vorbeigehen und doch wissenschaftlich-treffend formuliert.<sup>1</sup> In dem 13. Kapitel des ersten Bandes findet sich im „Kapital“ eine eingehende Untersuchung über „Maschinerie und große Industrie“. Manufaktur, Handwerk und Hausarbeit werden durch die große Industrie revolutioniert. An dem Beispiel der englischen Industrie wird gezeigt, wie unter der furchtbaren Not der Verhältnisse, die zunächst Kinder und Kinderglück restlos zu vernichten drohen, neues Leben in pädagogischer Hinsicht aufkeimt. Die Erziehungsklauseln des Fabrikakts proklamierten den Elementarunterricht als Zwangsbedingung der Arbeit.<sup>2</sup> „Ihr Erfolg bewies zuerst die Möglichkeit der Verbindung von Unterricht und Gymnastik mit Handarbeit, also auch von Handarbeit mit Unterricht und Gymnastik. Die Fabrikinspektoren entdeckten bald aus den Zeugenverhören der Schulmeister, daß die Fabrikinder, obgleich sie nur halb so viel Unterricht genießen als die regelmäßigen Tageschüler, ebensoviel und oft mehr lernen. ‚Die Sache ist einfach. Diejenigen, die sich nur einen halben Tag in der Schule aufhalten, sind stets frisch und fast immer fähig und willig, Unterricht zu empfangen. Das System halber Arbeit und halber Schule macht jede der beiden Beschäftigungen zur Ausruhung und Erholung von der anderen und folglich viel angemessener für das Kind als die ununterbrochene Fortdauer einer von beiden. Ein Junge, der von morgens früh in der Schule sitzt, und nun gar bei heißem Wetter, kann unmöglich mit einem anderen wetteifern, der munter und aufgeweckt von seiner Arbeit

<sup>1</sup> Wir glauben, den Handfertigkeitsunterricht der Philanthropen und Fröbels hierbei übergehen zu dürfen, da es sich hier ja rein um Bildung der Sinne handelt, ohne Beziehung zur Gesellschaft, zum Produktionsprozeß. Vgl. dazu Hierl, Die Entstehung der neuen Schule, S. 173 f.

<sup>2</sup> Vgl. „Kapital“ I, S. 424/425.

kommt.<sup>1</sup> Weitere Belege findet man in Seniors Rede auf dem soziologischen Kongreß zu Edinburg 1863. Er weist hier auch unter anderem nach, wie der einseitige, unproduktive und verlängerte Schultag der Kinder der höheren und mittleren Klassen die Arbeit der Lehrer nutzlos vermehrt, während er Zeit, Gesundheit und Energie der Kinder nicht nur fruchtlos, sondern absolut schädlich verwüftet. Aus dem Fabrikssystem, wie man im Detail bei Robert Owen<sup>2</sup> verfolgen kann, entsproß der Keim der Erziehung der Zukunft, welche für alle Kinder über einem gewissen Alter produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden wird, nicht nur als eine Methode zur Steigerung der gesellschaftlichen Produktion, sondern als die einzige Methode zur Produktion vollseitig entwickelter Menschen.“

Man muß einen Begriff von dem namenlosen Elend der englischen Kinder in den Fabriken, man muß einen Begriff von der Verkommenheit des englischen Volksschulwesens in jenen Zeiten haben (vgl. Dickens), um den optimistischen Bericht der Inspektoren würdigen zu können. Bernstein datiert allen Fortschritt im englischen Schulwesen von der Wahlreform 1867, die den städtischen Arbeitern das Wahlrecht gab. „Die öffentliche Volksschule besteht in drei Vierteln des Landes überhaupt erst seit jener Zeit, bis dahin gab es in England nur Privat- und Kirchenschulen. Der Schulbesuch belief sich 1865 auf 4,38, 1896 aber auf 14,2 Prozent der Bevölkerung, 1872 gab der Staat erst 15 Millionen, 1896 127 Millionen Mark jährlich allein für Elementarschulen aus.“<sup>3</sup>

Das Erfurter Programm, das sich die Sozialdemokratie nach den Jahren der Sozialistenverfolgung 1891 gab, formuliert im fünften Absatz: „Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Waren-

<sup>1</sup> Diese Ausführung zitiert Marx aus den „Reports of Insp. of Fact. for 31<sup>st</sup> October 1865“, p. 118.

<sup>2</sup> Robert Owen, seit 1802 Leiter einer Baumwollfabrik in New Lanark, schuf durch Belehrung der Erwachsenen, Erziehung der Kinder und andere soziale Maßnahmen eine glückliche und blühende soziale Gemeinschaft.

<sup>3</sup> Bernstein „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie“ 1920, S. 179.

produktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger, harmonischer Vervollkommnung werde.“

Rautsky<sup>1</sup> bemerkt in seinen Erläuterungen dazu unter anderem: „Für die Gebildeten aber ist die Bildung eine Ware geworden, wie wir gesehen. Auch sie haben keine Zeit und keinen Antrieb mehr zum selbstlosen Suchen nach der Wahrheit, zum Streben nach dem Ideal. Jeder begräbt sich in seine Spezialität und hält jede Minute für verloren, die er aufwendet, etwas zu lernen, das er nicht verwerten kann.“ Von der Arbeit an der Maschine und dem Proletariat sagt er: „Die erste Folge, welche die Eintönigkeit und Geistlosigkeit der Arbeit für den Proletarier nach sich zieht, ist die anscheinende Ertötung seines Geistes.

Aber die nächste Folge ist die, daß er sich zur Empörung getrieben fühlt gegen die überlange Ausdehnung der Arbeit. Für ihn ist Arbeiten nicht gleichbedeutend mit Leben.“ ... „Indes noch eine weitere Folge entspringt daraus, daß die Arbeit durch die Maschine ihres geistigen Inhalts entkleidet worden: die Geisteskräfte des Proletariers werden nicht, wie die der anderen Erwerbstätigen, durch die Erwerbstätigkeit erschöpft, sie liegen während derselben brach. Um so mächtiger ist der Drang der Proletarier nach Betätigung ihres Geistes außerhalb der Arbeit, wenn diese nur einigermaßen Raum dazu gewährt.“ „Nicht die Freiheit der Arbeit, sondern die Befreiung von der Arbeit, wie sie das Maschinenwesen in einer sozialistischen Gesellschaft in weitgehendem Maße ermöglicht, wird der Menschheit die Freiheit des Lebens bringen, die Freiheit künstlerischer und wissenschaftlicher Betätigung, die Freiheit des edelsten Genusses.“

Von Wert für unsere Grundlegung der Zukunftsschule aus der werdenden Gesellschaft sind auch Bemerkungen von Friedrich Engels in seinem polemischen Werk „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“<sup>2</sup>; im Hinblick auf die Rolle der Familie sagt er<sup>3</sup>:

<sup>1</sup> „Das Erfurter Programm“, in seinem grundsätzlichen Teil erläutert von Karl Rautsky. 14. Aufl. 1919, S. 166 u. ff.

<sup>2</sup> Zuerst als Zeitungsartikel 1877/78, zuletzt durchges. v. Engels 1894. <sup>3</sup> a. a. O. S. 345.

„Wie Herr Dühring sich früher vorstellte, man könne die kapitalistische Produktionsweise durch die gesellschaftliche ersetzen, ohne die Produktion selbst umzugestalten, so bildet er sich hier ein, man könne die modern-bürgerliche Familie von ihrer ganzen ökonomischen Grundlage losreißen, ohne dadurch ihre ganze Form zu verändern. Diese Form ist für ihn so unwandelbar, daß er sogar das „alte römische Recht“, wenn auch in etwas „veredeltes“ Gestalt, für die Familie in alle Ewigkeit maßgebend macht und sich eine Familie nur als „vererbende“, das heißt als besitzende Einheit vorstellen kann. Die Utopisten stehen hier weit über Herrn Dühring. Ihnen war mit der freien Vergesellschaftung der Menschen und der Verwandlung der häuslichen Privatarbeit in eine öffentliche Industrie auch die Vergesellschaftung der Jugend-erziehung und damit ein wirklich freies gegenseitiges Verhältnis der Familienglieder unmittelbar gegeben.“

„Freilich hat Herr Dühring auch etwas davon läuten gehört, daß in der sozialistischen Gesellschaft Arbeit und Erziehung verbunden und dadurch eine vielseitige technische Ausbildung, sowie eine praktische Grundlage für die wissenschaftliche Erziehung gesichert werden solle; auch dieser Punkt wird daher für die Sozialität in üblicher Weise dienstbar gemacht“. (S. 349).

Auf Grund umfassender Analyse der gesamten Entwicklung des Familienlebens zeichnet Müller-Lyer die Richtlinien, die die Entwicklung der Familie betreffen. Er stellt ihre Rückbildung fest, die Familie gibt eine Funktion nach der anderen an die Gesellschaft ab. Bis jetzt hat die Familie noch folgende Funktionen gerettet:

1. die Haushaltung;
2. die Erzeugung, Aufzucht und Erziehung der Kinder;
3. die Regelung der Bevölkerungszahl;
4. die Regelung der Zuchtwahl;
5. den geselligen Tagesverkehr;
6. die Verpflegung der Kranken und die Versorgung des Alters (wenigstens noch teilweise);
7. den Besitz und die Vererbung des Eigentums, auch des Kapitals und der Produktionsmittel;
8. die Bestimmung der Berufswahl.

Müller-Lyer, dem wir diese Aufstellung entnehmen<sup>1</sup>, bespricht die langsame Umlagerung auch dieser Funktionen, ausführlich verweilt er bei der Aufzucht und Erziehung der Kinder<sup>2</sup>.

Den Begriff der Erziehung formuliert er ähnlich dem in der Einleitung genannten Prinzip Barths als „Aufgabe, die Errungenschaften der Kultur, die ‚Traditionswerte‘ der heranwachsenden Generation zu übermachen“. Diese Aufgabe wird mit steigender Kultur um so schwieriger. Auf niederen Kulturstufen genügt dazu die Familie, auf höheren bedarf es geschulter Pädagogen.

„Die Schule ist der erste Schritt auf einer gewaltigen Entwicklungslinie, auf der die familiäre Erziehung durch die pädagogische (oder soziale) in steigendem Maße verdrängt und ersetzt wird. Dieser Vorgang ist in unserer Kulturphase bereits so weit gediehen, daß fast der gesamte Unterricht, d. h. die Bildung des Verstandes, in die Hand der Schule gelegt ist, während dagegen die noch weit wichtigere Bildung des Charakters (die eigentliche ‚Erziehung‘) fast ebenso ausschließlich noch der Familie erhalten blieb.“

Müller-Lyer zählt nun die Gründe auf, aus denen er folgert, daß die Familie dieser Erziehungsaufgabe nicht mehr gewachsen ist.

Es fehlt den Eltern an Zeit; es fehlt ihnen die Fähigkeit. („Und die Erfahrung zeigt, daß gerade diejenigen Eltern von ihrer pädagogischen Begabung am meisten überzeugt sind, die von den Schwierigkeiten der Kindererziehung — dieser vielleicht höchsten unter allen Künsten — nicht die entfernteste Ahnung haben.“) Es fehlt den Familien drittens an Kulturhöhe: „Daher konserviert die Familie in neun Zehnteln aller Fälle den Geist tieferer Stufen der Gesittung.“ Viertens müssen Kinder gesellig erzogen werden: je mehr das Zweikindersystem um sich greift, um so isolierter wird das Kind in der Familie.“ „Nur in Gesellschaft mit anderen Kindern lernt der Mensch verträglich und gesellig werden, nur in der Gesellschaft bildet sich der Intellekt sowohl als der Charakter in der richtigen Weise aus.“ „Schließlich wirkt das Leben in der Großstadt schädlich auf die Kinder.“

Dieses Großstadtelend im einzelnen zu belegen, erübrigt sich

<sup>1</sup> Müller-Lyer „Die Familie“, München 1912, S. 278/79.    <sup>2</sup> a. a. O. S. 284 ff.

wohl, obgleich diese Ziffern eine erschütternde Sprache reden. In allen Teilen der deutschen Republik wird in diesen Tagen für „Kinderhilfe“ gesammelt, wann wird das deutsche Volk so weit gereift sein, daß es erkennt, daß nur in einer großzügigen Reform unseres gesamten Schul- und Erziehungswesens die wahre Kinderhilfe liegt? Schon vor dem Kriege waren die Verhältnisse traurig, es ist das unvergängliche Verdienst Adolf Damaschkcs, in diese Tiefen unerbittlich mit der Fackel der Wahrheit hinabgeleuchtet zu haben; man lese aufmerksam den II. Abschnitt seiner Bodenreform „Die Bodenreform und die industrielle Entwicklung“ (1. Stand und Bedeutung der Wohnungsfrage!), man lese auch den historischen Abschnitt und die Ausführungen zum Weltkrieg — und man wird begreifen, wie unlösbar diese entsetzliche Wohnungsnot, deren eine Spielart, den Wohnungsmangel, wir jetzt besonders spüren, wie unlösbar diese Frage in Stadt und Land verknüpft ist mit der Herrschaft der alten Gesellschaft. Es war vor dem Kriege taktisch richtig und klug, diese Frage überparteilich zu behandeln. Es haben sich aus allen Kreisen unseres Volkes Freunde einer Bodenreform zusammengefunden; auf diese Weise sind Vorstellungen von der ungeheuren Wichtigkeit dieser Reform in alle Winkel Deutschlands gedrungen. Wer aber glaubte, auf diesem Wege entscheidende Erfolge erzielen zu können, der ist ja durch das Verhalten der maßgebenden Instanzen während des Krieges belehrt worden, daß die Bodenreform im „Wohlwollen“ der alten Gesellschaft ersticke,<sup>1</sup> der muß sich klar geworden sein, daß diese Probleme nur auf dem Wege des Klassen- und Wirtschaftskampfes gelöst werden können, daß allein die werdende Gesellschaft des aufsteigenden vierten Standes sie lösen wird. Wer heute noch glaubt, eine „Bodenreform“ in einem kapitalistischen Staate und einer familialen Gesellschaft grundsätzlich durchführen zu können, ist ein Träumer — und über diesen Utopismus kann den Denkenden auch nicht die Sammlung von befürwortenden Urteilen aus katholischem und evangelischem Lager, aus allen möglichen Parteien und Vereinen, aus allen Schichten der Gesellschaft hinwegtäuschen. Wenn einmal der verehrte Führer und Agitator der Bodenreformer die Augen zu-

<sup>1</sup> Vgl. dazu die Auseinandersetzung Helfferich-Damaschke in Nr. 20 vom 5. Dez. 1920 der „Bodenreform“, 31. Jahrgang.

macht, ist auch sein Wert dahin: nur auf der breiten Gesamtbasis einer sozialistischen Erneuerung ist Bodenreform, nur auf dieser Basis Schulreform möglich. Dennoch ist das Herausstellen eines gewissen Problems (Bodenreform, Schulreform, Lebensreform usw.) zu Zeiten taktisch nützlich und notwendig; es wird nur dann geradezu schädlich, wenn das Bewußtsein der tieferen Zusammenhänge verloren geht. Warum soll die Kraft aller derer ungenutzt bleiben, die nicht tief genug schauen, um den Zusammenhang all dieser Reformen mit der Grundreform, der Wirtschafts- und Gesellschaftsreform, zu erkennen? Wer irgendwo an einer Stelle mit Hand anzulegen bereit ist, der dient — ohne es zu wollen und zu wissen — irgendwie auch der Gesamtgestaltung. Man hindere ihn nicht daran. Nur achte man darauf, daß solche Organisation, die schlechthin Mittel sein muß, sich nicht endlich zum Selbstzweck setze: in dem Augenblick hemmt sie und muß zerschlagen werden. Es ist nicht Aufgabe solcher Sonderorganisationen, möglichst viel Stiftungsfeste zu feiern, sondern möglichst schnell überflüssig zu werden: sie sollen Nebenflüsse sein, die sich bald in den Hauptstrom der sozialistischen Revolution ergießen und damit jenes Kraft und Flutprall verstärken.

Abgesehen von dem allgemeinen Wohnungselend vordem Kriege, ungeheuer verschärft durch den Krieg und durch den unnatürlichen Frieden, wirken noch andere Umstände erschwerend. Man denke an unglückliche Ehen und Kinder aus solcher Lebensluft, man denke an uneheliche Kinder, an die besonders schlechte Lage der Witwenkinder und ähnliche Verhältnisse.

Müller-Lyer, der seine Untersuchungen über die Familie 1911 abschloß, verweist auf die Aufgaben der Gesellschaft den Kindern gegenüber. Er erinnert an Schulspeisungen: 1908 wurden in der Stadt Posen 733 Kinder mit warmem Frühstück versorgt; in Mailand erhielten alle Schulkinder ihre Beköstigung in den Schulen der Stadt; der französische Staat versorgte Kinder mit Lehr- und Lebensmitteln. In Deutschland gabs Suppenanstalten, ganztägige Kinderhorte, Kindergärten usw. Dies Verantwortungsgefühl der Allgemeinheit gegenüber dem Nachwuchs ist durch den Krieg noch gesteigert worden, die Quäterspeisungen beweisen, was bei guter Organisation zu leisten möglich ist. Die Gesellschaft nimmt sich der



verwahrlosten Kinder an und führt statt der Gefängnisse Reform- und Arbeitsschulen ein. Zwei Beispiele verdienen genauere Beachtung; Müller-Lyer berichtet über eine Erziehungsanstalt in Freville bei New York, die William George 1910 für gefährdete Kinder einrichtete nach dem Prinzip der Selbstregierung. „Es ist die ‚Republik der freien Kinder‘, die sich ganz nach dem Muster einer richtigen Republik selbst regieren, ihren eigenen Gerichtshof bilden und ihr Brot durch landwirtschaftliche und andere Arbeiten selbst verdienen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß sich auch die widerspenstigsten Böglinge diesem trefflichen System gehorsam und mit vollem Eifer unterordnen.“ Von der bekannten „Seelenschmiede von Redhill“ ist das Resultat folgendes: „Nur ein Prozent der Kinder sind nach der Entlassung wieder gerichtlich verurteilt und 92 Prozent erlangen ehrbare Stellungen im bürgerlichen Leben. Das ist ein Prozentsatz, der weit günstiger ist, als die gewöhnliche Volksschule ihn aufweisen kann. D. h. also: die verwahrlosten, gerichtlich verurteilten Kinder werden, pädagogisch erzogen, bessere Staatsbürger als die normalen Kinder bei familialer Erziehung.“

Nehmen wir die wundervollen Erfahrungen, die der jetzt aus dem „Lindenhof“ bei Berlin verdrängte Dr. Karl Wilker mit seinen Jungen gemacht hat<sup>1</sup>, dazu, so ergänzt und bestätigt sich die obige Schlußfolgerung. Es sei darauf verwiesen, welche prachtvollen Ergebnisse Frau Dr. Montessori mit geistig zurückgebliebenen Kindern vermittelt ihrer alle Sinne weckenden und bildenden Methode erzielt hat, und so möchte sich fast der traurige Schluß ergeben, daß für geistig schwache, für sittlich gefährdete Kinder Erziehungsmethoden von der Gesellschaft zugelassen werden, die man für normale Kinder anzuwenden sich scheut — die Ergebnisse könnten vielleicht eine zu starke Entfesselung aus alten, wünschenswerten Gebundenheiten mit sich bringen? Liegt die Sache so? Dr. Wilker ist verdrängt worden und sucht eine Stätte neuer Wirksamkeit; einen einzigen kleinen und unvollkommenen Montessori-Kindergarten hat Deutschland in Lankwitz bei Berlin, während die Montessori-Schulen in Italien, Spanien, Amerika nach Hunderten zählen.

<sup>1</sup> Vgl. Karl Wilker, „Fürsorgeerziehung als Lebensschulung“ (Heft 3 der „Lebensschule“, herausgeg. von Franz Hilker, Schwetschke & Sohn, 1921).

Und Deutschland rühmte sich, an der Spitze des Erziehungswesens zu marschieren!

Müller-Lyer verweist dann noch auf die Landerziehungsheime und „die geniale Schöpfung des Dr. Wynken“ in Wickersdorf. „Aber selbstverständlich hieße es, der entgegengesetzten Übertreibung verfallen, wenn man etwa den Einfluß der Eltern auf die Kindererziehung ausschalten wollte. Die Elternliebe kann durch keine auch noch so hohe Kunst ersetzt werden; vielmehr in der Verbindung der Elternfürsorge mit der Kunst des Pädagogen liegt die richtige Mitte.“

Müller-Lyer glaubt, dies Ziel in der Gestaltung eines Großhaushaltes erreichen zu können. Die gegenwärtige Erziehung hält er geradezu für ein Kulturhemmnis. „In der geistigen Kultur sind die Mehrzahl unserer Volksgenossen fast in derselben dumpfen Enge und Beschränktheit verblieben, wie im Mittelalter. Insbesondere ist die Charakterbildung, die der moderne Proletarier, Bauer und auch der Durchschnittsbürger, kurz die große Masse des Volkes, erhält, kaum besser, ja vielleicht eher schlechter als die eines Bantunegers oder eines Eskimo. Und die Ursache dieser bedauerlichen Rückständigkeit ist zum großen Teil die familiäre Erziehung, die auf uralter und beinahe barbarischer Tradition beruht.“

Wir dürfen diesen Zeugnissen von Männern, die von hoher Warte aus Zeiten und Epochen übersehen, die tief schürfend, innerste und geheimste Zusammenhänge bloßlegten, das Wort eines Pädagogen anreihen, der seine Lebenskraft an weithin sichtbarer Stelle einsetzte und verzehrte, um schließlich an den Widerständen der Bürgerlichkeit innerlich zu verbluten; Kerschensteiner sagt: „Als ich vor 25 Jahren mein Amt antrat, da tat ich es mit dem Willen, langsam die Schule umzuwandeln in eine Stätte der Charakterbildung durch tägliche, stündlich aus dem Innern des Zöglings gewollte Arbeit. Und als ich sah, daß der Arbeitsgedanke allein ebensowenig sozial empfindende wie sittlich wollende Menschen schafft wie die alte Buchschule, da verband ich mit dem Arbeitsgedanken die Gemeinschaftsidee, und heute weiß ich, daß auch beide noch nicht genügen, wenn nicht eine systematische moralische Unterweisung bzw. tägliche Besprechung des Gemein-

A. J.  
2. J.  
3. J.

schaftslebens hinzukommt, welche die sittlichen Begriffe klärt und zu erlebten Maximen des Handelns führt.“

Wir wiederholen kurz: es formulierten

Marx: die Erziehung der Zukunft verbindet produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik;

das Erfurter Programm: die für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion macht aus dem Großbetrieb Quelle allseitiger Vervollkommnung;

Rautsky: Bildung ist Ware geworden. Arbeit und Leben ist für den Proletarier zweierlei. Befreiung von Arbeit gibt erst Freiheit des Lebens;

Engels: Vergesellschaftung der Menschen ergibt auch Vergesellschaftung der Jugenderziehung, Arbeit und Erziehung gehören selbstverständlich zusammen;

Müller-Lyer: statt familialer Erziehung pädagogische; es fehlt dem Haus an Zeit, Fähigkeit, Gemeinschaftsleben, Platz, Licht, Luft; die Gesellschaft muß die körperliche Pflege, die Entwicklung des Verantwortungsgefühls von sich aus betreiben; geschieht das, so ergeben sich bei Fürsorgezöglingen bessere Resultate als bei „normalen Kindern“; die Ursachen unserer kulturellen Rückständigkeit liegen großen Teils in der Familienerziehung;

Kerschensteiner: zur Arbeit und zur Gemeinschaft komme die Weckung des sittlichen Bewußtseins hinzu.

Im vollen Bewußtsein dieser Zusammenhänge: einerseits ideologisch bestimmt von den Ideen Goethes, Pestalozzis und Fichtes, andererseits soziologisch orientiert an den Forschungen der oben erwähnten Männer hat der „Bund entschiedener Schulreformer“ (gegründet 1919) es sich zur Aufgabe gesetzt, aus der werdenden Gesellschaft heraus das Bild der Zukunftsschule ideell zunächst zu gestalten. Er ist sich völlig bewußt, daß die Realisierung dieser Idee von den Machtverhältnissen zwischen der alten und der aufsteigenden Gesellschaft bestimmt ist. Wir verweisen auf die drei großen öffentlichen Tagungen Herbst 1919, Ostern und Herbst 1920. Die erste Tagung im Herrenhause erhielt ihre besondere Note durch die Anwesenheit des Herrn Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und durch die Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Vorsitzenden, Professor Paul Oestreich, eine Diskussion, die

sich dann in der Presse weiter fortsetzte. Letzten Endes handelte es sich um die Möglichkeit von Gegenwartsreformen und um den festen Willen zu ihrer Durchführung. Soll ein Minister, der sich nicht als Parteimann, sondern als Exponent des ganzen Volkes betrachtet, mit der Erkenntnis seiner Gebundenheit an die Diagonale der Kräfte, von sich aus das Kompromiß mitbringen und auf den Tisch legen und andersdenkenden Männern im Volke gar nicht erst zumuten, einen großen Schritt vorwärts zu tun, oder soll er sich als eine Kraft betrachten, die den politischen Willen des Volkes verkörpert, die so stark vorstößt, wie nur irgend möglich, bis sie von den Verhältnissen zum Stillstand gebracht wird? Im ersten Falle eine intellektuelle, mechanisch-statische Auffassung des politischen Lebens, im anderen Falle eine energetische, organisch-evolutionistische Auffassung. Mit dieser Einstellung betrachte man diese politisch höchst bedeutsame Kontroverse<sup>1</sup> mit dieser Einstellung lese man das ganze Material der Bundeseingaben (im „Weißbuch“ und später in den „Mitteilungen des Bundes“, beigelegt seit Ostern 1920 der „Neuen Erziehung“).

Die Ostertagung 1920, wieder im Herrenhause, schloß sich unmittelbar an die erregten Tage des Rapp-Putsches. Sie sollte dem Vorwärtsdrang der neuen Kräfte unmittelbar vor der Reichsschulkonferenz Ausdruck geben. Ihre Anregungen liegen in der „Schöpferischen Erziehung“<sup>2</sup> vor.

Es kam dann auf der Reichsschulkonferenz vom 11.—19. Juni 1920 zu dem großen Ringen der pädagogischen Kräfte Deutschlands, und dort wieder im Ausschuß für Schulaufbau zum intensivsten Kampfe. In objektiver Weise berichtet darüber Ernst Goldbeck in seinem Aufsatz „Der Aufbau des Schulwesens“ in dem vom „Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht“ herausgegebenen Werk „Die Reichsschulkonferenz in ihren Ergebnissen“<sup>3</sup>. Hier wird es ganz besonders deutlich, welche hervorragende Rolle die entschiedenen Schulreformer auf der Reichsschulkonferenz gespielt haben, nicht so sehr wegen der Sattrkraft und Beredtsamkeit ihres Führers,

<sup>1</sup> Nachzulesen in der „Entschiedenen Schulreform“ — Erich Reiß Verlag 1920, S. 1—9 und im „Weißbuch der Schulreform“ — Carl Curtius Verlag 1920, S. 6—14.

<sup>2</sup> Verlag Gesellschaft und Erziehung 1920.

<sup>3</sup> Quelle & Meyer 1920, S. 46 ff.

als deswegen, weil in ihnen der erzieherische Wille der werdenden Gesellschaft zu Worte kam.

In ganz klarer Formulierung stellte dann die Oktobertagung der entschiedenen Schulreformer 1920 in Lankwiz das Grundthema mit dem Lösungswort: Produktionschule! Auch diese Tagung ist in programmatischer Form im Buchhandel erschienen (Verlag für Sozialwissenschaft) unter dem Titel „Zur Produktionschule“<sup>1</sup>. In all diesen Werken, dazu in kleinen Broschüren (Franz Müller, Paul Oestreich, Ilse Müller-Oestreich „Produktionsgemeinschaft und Einheitschule“, R. M. Grunwald „Für die neue Schule“) ist der Gedanke der werdenden Schule durchgearbeitet, besonders in den beiden Schriftenreihen „Die Lebenschule“ und „Die Praxis der entschiedenen Schulreform“. Nicht etwa im Sinne eines starren Systems oder eines neuen Dogmas, sondern in der völligen Freiheit suchender Menschen, in denen der Zeitwille bewußt wird. Wir halten gerade diese Arbeiten für soziologisch wichtig — ähnlich wie bei der Struktur der Jugend, wo gerade die bürgerliche Jugend zum Wetterglas der Zeiten wurde — weil in ihnen lauter Männer und Frauen zu Worte kommen, die dem bürgerlichen Milieu entstammen und die in sich die ungeheuer schwere Aufgabe vollbringen, in Selbsterziehung sich umzuformen, die Ideologismen, unter denen sie aufwachsen, zu zerschlagen und das neue Leben, das sie in sich wie im Volke pochen fühlen, zu gestalten. In jedem dieser Menschen vollzieht sich der Kampf der Zeitalter in ganz besonderem Maße, oft ist die Erkenntnis dem Vermögen, dementsprechend zu handeln, weit vorausgeeilt. Wenn aus solchen Menschen, die bewußt die Tragik dieses Zustandes auf sich nehmen, neue Einsichten und Kräfte wachsen, so liegt hier wieder die Zeugungskraft einer neuen Gesellschaft vor, und es gilt nun festzustellen, nach welchem Ziele sich diese Kräfte bewegen.

Wir können aus den bisherigen Darlegungen schon folgende Grundtatsachen für die neue Schule festlegen: sie gestalte sich nach dem Arbeitsgedanken — nicht nur in der Einengung, wie die Reichsverfassung ihn enthält (auch eine Etappe auf dem Siegeszug der

<sup>1</sup> Als Herausgeber aller drei Tagungsbücher zeichnet Paul Oestreich, als Herausgeber des Weißbuches Siegfried Kawerau.

sozialistischen Schule) als „Arbeitsunterricht“ (Artikel 148, Absatz 3), sondern in der doppelten Weise einer Methode des gemeinsamen Erarbeitens von Ergebnissen und dann einer Ausbildung der Hand in praktischer, werteschaffender Betätigung (Werkunterricht). Die unselige Spaltung nach Kopf- und Handarbeit kann nur überwunden werden, wenn schon in der Erziehung beide Fähigkeiten bei jedem einzelnen zu ihrem Recht kommen, gepflegt werden und keiner unterschiedlichen Bewertung unterliegen. Deshalb darf diese Werttätigkeit nicht Handfertigkeit im Sinne der Philanthropen oder moderner Kindergärten und Pensionate sein, sondern muß eingestellt sein auf wirtschaftlich produktive Leistung. Selbstverständlich darf keine Arbeit getan werden, die pädagogisch zu beanstanden ist<sup>1</sup>.

Wir sahen schon bei der Analyse der Jugendbewegung, wie die Leiber unserer Volksgenossen, wie die Frauen und die Jugend gemeinsam mit dem Siegeslauf des Proletariats zu neuen Kräften, zu neuem Leben gelangen, befreit von der Zwecksetzung und Profitnutzung der kapitalistischen Gesellschaft. So muß die neue Schule ein neues Recht des Körpers, ein neues Recht der Frau und der Gemeinschaft der beiden Geschlechter, so muß sie ein neues Recht der Jugend zur Darstellung bringen. Sie sei eine Erziehung zur Gemeinschaft durch die Gemeinschaft. Sie ersetze die Leistung der Familie durch höhere Leistung der Schulgemeinde, ohne doch die Tätigkeit der Familie auszuschalten; man mute der Familie nur das zu, was sie wirklich noch zu vollbringen imstande ist. Sie führe vom Buchwissen fort, hinein ins wirkliche Leben. Und ehe man die Kinder der Kompliziertheit unseres Lebens überliefert, mache man sie vertraut mit den typischen Erscheinungen des Lebens, mit seinen Grundkräften durch soziologische Einstellung. Die neue Schule gebe den Kindern Raum an Luft, Licht, Sonne, an Natur und Erdgefühl, befreie sie aus der drückenden Enge der großstädtischen Zementhöhlen. Und schließlich vermittele die neue Schule der Jugend eine neue Weltanschauung, eine neue Religion und Ethik.

Negativ aber kann gesagt werden, die neue Schule meide jede Festlegung auf irgendwelche kastenartige Abgrenzung und Ein-

<sup>1</sup> Vgl. die antithetische Darstellung der alten und der neuen Erziehung in der Disposition des Verf.: „Erziehung in der Produktionsschule“ („Zur Produktionsschule“, S. 29/30).

teilung, denn sie ist die Schule des einen Volkes und keiner Klasse im Volke. Und alle Absonderungen, alle Stränge — vertikal oder horizontal — schaffen neue Trennungen. Keine „Aufbau“schulen und kein „Deutsches Gymnasium“, keine Gruppierungen von außen her. Einzig von innen her, aus der Notwendigkeit der Entwicklung des Jugendlichen, dürfen Gesichtspunkte zur Gruppierung innerhalb der Gemeinschaft gewonnen werden.

Und damit sind wir an der wichtigen Frage der „Zielfestsetzung“ angekommen. Können wir so, wie wir es früher zwanglos für die verschiedenen Abschnitte der deutschen Erziehungsgeschichte tun konnten, können wir so mit einem Begriff, mit einem Ideal — wie seinerzeit dem des Weltmannes, wie dem des preußischen Christen — können wir mit einem solchen Zielwort angeben, nach welchem Vorbild hin erzogen werden soll? Wir könnten es vielleicht, es würde aber so allgemein ausfallen, daß nur eine leere Begriffsschablone bliebe, oder es würde so differenziert gegeben werden müssen, daß kein Allgemeinbegriff mehr bliebe.

Wir glauben, daß solche teleologische Erziehung nur möglich gewesen ist, solange der Klassenstaat bestimmte Sorten Menschen auf dazu geeigneten Anstalten züchtete. Die alte Gesellschaft erzog sich die Mitglieder ihrer Schicht auf der „höheren“ Schule; brauchte sie Beamte, wurden die Kinder aufs Gymnasium geschickt, brauchte sie Ingenieure, Kaufleute, Industrielle, so kam die Oberrealschule in Frage. War man sich nicht klar und fürchtete man eine Entscheidung, so bot sich das Realgymnasium als beliebte Kompromißschule und schwerste Belastung der Jugend hilfsbereit an.

Lange hatte die alte Gesellschaft an der einen Schule, am Gymnasium, festgehalten. Es war die unbestrittene Vorherrschaft des Beamtentums. Die neuen Schichten im Bürgertum forderten ihr Recht und erzwangen eigene Differenzierungen ihren Wünschen gemäß (Realgymnasium, Oberrealschule), das gesamte höhere Schulwesen aber schloß sich desto hermetischer gegen Zugluft vom Volke her ab. Die Volksschule hatte nur ein negatives Ideal: nicht zu flug, nicht zu selbstbewußt, nicht zu energisch — zur Ausbeutung geeignet. Die höhere Schule hatte ihre positiven Ideale: Entfaltung rücksichtslosen Strebertums — als Ausbeuter geeignet. Die Maske war patriotisch und religiös, humanistisch und liberal.

Da wir auf solche Masken verzichten, da wir die neue Ideologie erst bauen, da wir die Beweglichkeit und das Suchen zum Prinzip haben und also keine Ideologismen und keine Dogmatik fürchten, können wir dieser Einkleidung grundsätzlich entbehren, denn wir bekämpfen jederlei Ausbeutung und reißen jederlei Larven frommer oder nationaler Art solchem Treiben vom Antlitz.

Wir könnten vielleicht sagen: unser Ziel ist der Mensch, der schöpferische Mensch — ist das ein Ziel? Ist das nicht ein Weg — schöpferisch? Haben wir überhaupt ein Ziel? Wir kennen Etappen: den Deutschen, den Europäer, den Menschen. Können wir ein Ziel haben, wir, die wir ins Unendliche schreiten?

Und so formulieren wir: Erziehung ist Fortpflanzung der Gesellschaft. Im Einzelfalle: Erziehung ist Unterstützung des Jugendlichen in der Selbstentfaltung des verantwortungsbewußten, entscheidungsbereiten und tatfrohen Menschen im Rahmen der Lebensgemeinschaft. Sie erfüllt ihre Aufgabe um so vollkommener, je schneller sie überflüssig wird.

Was heißt denn „Lebensgemeinschaft“? Lebensgemeinschaft ist die Gemeinschaft des Volkes, im weiteren Sinne der Menschheit, ohne Rücksicht auf Abstammung, Geschlecht, Konfession, Beruf, Einkommen, unter Beseitigung der heute oft schon früh ausgeprägten Differenzierung bei günstigerer Lebenshaltung des einen Volksteiles auf Kosten des anderen. Lebensgemeinschaft meint aber nicht nur eine Zusammenführung von möglichst gleich bedingten Individuen, sie meint eine wirkliche Gemeinschaft, d. h. eine innerlich verbundene, der echten Familie entsprechende Schar, sie meint eine solche Schar im wahren Leben und im Hinblick aufs Leben. Jetzt kann der, dem die „konfessionelle“ Erziehung am Herzen liegt, vielleicht behaupten: „Ja, in der Konfession liegt die wahre Lebensgemeinschaft. Wir müssen die Kinder gerade von früh auf in die konfessionelle Gemeinschaft stellen, damit sie in die Gemeinschaft der Gläubigen hineinwachsen und zur Seligkeit gelangen, die mehr ist als alle Fähigkeit zum Verstehen anderer Glaubensrichtungen.“ Wer so denkt, daß die Konfession die wahre Lebensmutter ist, der verleugnet sein Volk, der zerreißt es in Stücke und behauptet, dem gleichkonfessionellen Franzosen, Polen, Chinesen, Neger näher zu stehen als dem anderskonfessionellen Nachbarn, der mit ihm



die gleiche Sprache spricht; ja vielleicht näher als zu Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Gatte und Freund, wofern sie anders in religiösen Dingen denken als er. Aber noch ärger scheint uns das andere zu sein: er kennt nur die Gemeinschaft der Gläubigen gleichen dogmatischen Bekenntnisses, er weiß nicht, daß es „Gläubige“ in allen Lagern gibt, er straft Christus Lügen, der da sagt „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“. Und so ver-sündigt sich der Konfessionelle an dem Sinn aller Religionen, an der Ehrfurcht<sup>1</sup>. Ehrfurcht ist nicht möglich, wenn ich von vorn-herin mit dem überheblichen Standpunkt, im Alleinbesitz der seligmachenden Wahrheit zu sein, an den Bruder herantrete. Das ist vielmehr jene gefährliche, oft „christlich“ genannte Nachsicht, die den anderen als das „verlorene Schaf“ betrachtet, das hoffentlich auch noch einmal zur eigenen, als unfehlbar empfundenen Einsicht gelangen wird. Keine Gesinnung ist schamloser und brutaler als diese, welkenweit entfernt von jeglicher Ehrfurcht.

Damit die Einheitschule sich wahrhaft dem Rahmen der Lebensgemeinschaft einfüge, werde sie Kulturmittelpunkt des ganzen Bezirks. Sie beobachte und behüte alle Kinder von der Geburt an bis zur eigenen Lebensgestaltung der Herangewachsenen, sie sorge auch für die Eltern, soweit es für die Kinder notwendig ist (Mütterfiedlung, Arbeitsvermittlung, Berufsberatung, Elternschule). So allein entspricht sie der Volksgemeinschaft und hält die Kinder von jeder frühzeitigen Sonderung fern, so wird sie die soziale Schule und damit die Trägerin der Menschheitsreligion der Zukunft. Jede der heute bestehenden Konfessionen möge es sich gesagt sein lassen: sie werden nur in dem Maße weiterbestehen, als sie in der Lage sind, sich restlos sozial einzustellen. Und es ist nicht damit getan, sich das Wörtchen „sozial“ irgendwo anzuflicken und Kongresse abzuhalten, während die gesamte Institution einen ausgesprochenen Parteicharakter politischer Art behält, während die Kirchen und die Pfarrstellen als Reservat einer Gesellschaftsschicht gelten. Und es ist auch nicht damit getan, die soziale Arbeit auf die Kreise der eigenen Konfession zu beschränken. Wahrhaft so-

<sup>1</sup> Vgl. die Aufsätze des Verfassers „Die neue Schule aus dem Geiste der Religion“ (Zeitschrift für soziale Pädagogik, Heft 3, 1920) und „Überkonfessionelle Erziehung“ (Volksbote für Pommern, N. 256 vom 2. November 1920).

ziale Gesinnung verträgt keine politische, konfessionelle, Stamm- oder Familien-Beengung.

Die soziale Aufgabe der Einheitschule geht aber noch weiter: sie pflege und werte in gleicher Weise körperliche und geistige Arbeit, wobei das Wörtchen „gleich“ nicht quantitativ, sondern qualitativ gemeint ist. Dadurch wird sie die unselige Kluft überbrücken, die heute noch unser Volk, schlimmer als durch Konfessionen, spaltet, und dadurch wird sie die Religion der Zukunft im ganzen Volke Wurzel schlagen lassen, denn es gibt keine Religion der Zukunft, die ihrem Wesen nach nicht eine Religion der Arbeit ist. Erst aus der Heiligung der Hände und Leiber kommt die Heiligung der Geister und Herzen, getrennt sind Leiber und Geister dem Schmutz oder der Eitelkeit verfallen. Im Sinne einer solchen Heiligung ist auch das Triebleben<sup>1</sup> der Kinder in Zukunft ganz anders zu pflegen: Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Neigung und Pflicht sind zu vermählen. Knaben und Mädchen sind gemeinschaftlich zu erziehen. Das ist nicht gleichbedeutend mit gemeinsamem Unterricht. Hier walte die Freiheit der Wahl und des Bedürfnisses. Aber in beiden Geschlechtern gründe sich tief die Ehrfurcht vor dem anderen, jene Ehrfurcht, die eigenes Begehren emporläutert zu rhythmischer Bewegtheit im Rahmen der Gemeinschaft. Und rhythmischer Dienst wird von wahrer Religion nie entbehrt werden können, sobald sie eine Religion des Volkes sein will.

So wird sich die Einheitschule der Zukunft nicht wie bisher mit chinesischer Mauer vom Leben absperren, sondern wird ihre Tore weit aufmachen für alle typischen Erscheinungen des Lebens. Landwirtschaft, Gartenbau und Viehzucht werden die Kinder anders als bisher mit dem Boden und den elementaren Grundlagen unseres Daseins verbinden, werden sie tiefer denn heute in unser bestes Volkstum verwurzeln; Handwerk und Kunstgewerbe werden gepflegt und damit die Voraussetzungen wahrer Kunst und Kunstübung geschaffen; die physikalischen, chemischen, technischen Elemente der modernen Industrie geben den Kindern die notwendige Einstellung auf die Aufgaben der Volkswirtschaft vom praktisch-technischen und vom weltwirtschaftlichen Standpunkt aus;

<sup>1</sup> Vgl. den Aufsatz d. Verf., „Minderwertigkeit“ im „Elternbeirat“ vom 15. April 1921.

Geldwesen, Gericht und Verwaltung üben Treue im kleinen, Gerechtigkeit und Sorgfalt.

Diese Aufgaben sind allen Kindern unseres Volkes gemeinsam, und es wäre ein Verbrechen an der Seele unseres Volkes, wenn hier, wo Stand und Herkommen, Abstammung und Geschlecht keine Rolle mehr spielen, konfessionelle Schranken bleiben sollten. Alle die eben besprochenen Aufgaben sind weder katholisch, noch evangelisch, noch jüdisch oder sonstwie konfessionell. Es sind aber Aufgaben des einen Volkes. Erziehungsaufgaben zu einer Gemeinschaft. Und wenn nun ferner auf der Einheitschule eine Orientierung über den gegenwärtigen Zustand der allgemeinen Lebensgemeinschaft sowie eine Einführung in die Entstehung gegeben wird, dann sind auch diese geistigen Aufgaben frei von konfessioneller Gebundenheit.

Der junge Mensch soll zur Selbständigkeit im Denken und Urteilen geführt werden: er soll durch Arbeit in bestimmten Gebieten so heimisch werden, daß er in ihnen nicht mehr bereitwilliger Ge- und Verbraucher gegebener Überlieferung, Anschauung und Übung, sondern seiner selbst sicherer schöpferischer Gestalter und Meister wird. Von da aus allein kann er zu dem Verpflichtungsgefühl kommen, in selbständigem Urteilen und Handeln zur näheren Umgebung zu Volk, Staat und Menschheit Stellung zu nehmen. Die Voraussetzung dazu ist, daß dem jungen Menschen schon früh selbständige Aufgaben gestellt werden, an denen er — immer im Hinblick auf die Gemeinschaft — schon in den ersten Jahren Willen und Kraft zum Entschluß erprobe. So wird wissenschaftliches und praktisches Können als Höchstentfaltung des eigenen Wertes zur Erhöhung des Gemeinschaftswertes verarbeitet werden.

Bei dieser Umschreibung unseres Erziehungsweges und Zieles werden wir auf den Widerspruch bestimmter konfessionell orientierter Kreise stoßen. Sie werden sagen: „Das ist alles ganz schön und gut, wenn wir ‚Ideal‘-Menschen hätten. Der Mensch ist aber von Natur böse, er kann nur mit strenger Zucht, geleitet von Autoritäten, zum nützlichen Glied der Gemeinde und Gemeinschaft erwachsen. Wir wünschen dies „selbständige“ Urteilen und Handeln gar nicht.“ Hier klappt ganz gewiß ein Unterschied der Weltanschauung. Aber selbst vom Standpunkt der Autorität aus, die dem Menschen nun einmal notwendig sei, ist doch die Frage aufzuwerfen, ob

denn nicht dem Freischweifen der Individualität, dem Rücksichtslos-Eigenwilligen der sich selbst vergottenden Persönlichkeit eine Schranke gesetzt ist dadurch, daß wir die Erziehung im Rahmen der Gemeinschaft, die Erziehung durch die Gemeinschaft wollen? Wir glauben, auch der Gehorsam der katholischen Kirche, so sehr er vielleicht in der Praxis als Gebundenheit an die oder jene Person erscheint, an die oder jene Autorität der Gegenwart oder Vergangenheit, ist letzten Endes als Fügung in die Gemeinschaft gedacht. Und so bedarf er nicht der konfessionellen Autorität, zumal wenn die Gemeinschaft der Gläubigen nicht so eng gefaßt wird. Gläubige finden sich überall, wo wahre Menschen sind. Darum meinen wir in all unserer Erziehung stets den Menschen. Und so ist die Grundstimmung der Zukunftsschule sittlich-sozial, denn sozial handeln und sittlich handeln ist das gleiche. Die Krönung des Schullebens wird die Feier sein, d. h. entweder die schöpferische Gestaltung oder die Bereitschaft zu künstlerischem Erlebnis<sup>1</sup>. Sie erwächst organisch aus Einfühlung und Selbstbestimmung (Pausen, „zwecklose“ Stunden zur Sammlung usw.). Und die Harmonie der neuen Schule ist Religion, d. h. Ehrfurcht. =

Alle diese rein menschlichen Dinge vertragen nach unserer Meinung keine Mechanisierung zu Unterrichtsfächern, zu Terminleistungen usw. Das ist bisher der Tod aller wahren Sittlichkeit, aller echten Religion gewesen. Religion wirkt die schwingende innere Harmonie in der Gemeinschaft, wirkt das Beispiel des Erzieher-Führers. Laßt uns Religion leben, statt unterrichten! X

Und dennoch muß auch hier die Freiheit gewahrt bleiben. Unser Erziehungsplan läßt einen Wochentag frei vom Unterricht. An fünf Wochentagen ist nach unserer Meinung im Minimalunterricht und in den Wahlkursen in geistiger wie körperlicher Arbeit, unter abwechslungsreicher Einteilung des Tages vom Morgen bis zum Spätnachmittag Zeit genug zur Erprobung der jungen Menschen. Der sechste Tag soll frei sein für die freie Tätigkeit, für Feier und Freundschaft, für Wandern und Einkehr. Hier mag auch, solange wir noch konfessionelle Gruppierungen haben, Raum sein für Unterricht in dogmatischen Sonderanschauungen; wir sind der festen prakt. ||

<sup>1</sup> Vgl. Franz Hiltner, „Jugendfeiern“ (Heft 1 der „Lebensschule“, Schwetschke u. Sohn, 1921).

Überzeugung, daß solche gelegentliche Sonderung keinen Schaden für die Gemeinschaft bringen wird. Das Gemeinsame der fünf Wochentage in Arbeit und Freude wird so stark sein, daß alle Versuche, dann etwa künstliche Schranken zwischen Auserwählten und Irrenden errichten zu wollen, an der Tatsache der inneren Verbundenheit scheitern müssen. Der Sonntag wird frei sein für die Familie und ihre Wünsche. Auch hier kann religiöses Sondergut liebevolle Pflege finden. Bis einst die Zeit kommt, wo die eine über alle Konfessionen hinauswachsende Religion des ganzen Volkes, der ganzen Menschheit alle heute so gespaltenen und feindlichen Kreise unseres Volkes sowie der ganzen Menschheit eine zu wahrer Brüder- und Schwesterlichkeit.

Wir haben in diesen grundlegenden Ausführungen gleichzeitig mit der Gefahr abgerechnet, die in der weiteren Ausbildung des konfessionellen Schulwesens liegt. Unter den Mantel der Konfession flüchtet sich das bankerotte Bürgertum, mit dem Feldgeschrei „Religion“ führt es seinen Existenzkampf. Die ganze Kraft der Denktätigkeit, der Handlungsfeigheit verbindet sich mit dieser Losung, letzten Endes die verzweifelte Angst des kleinen Bourgeois um seine Rente. Ist es doch die katholische Kirche in besonderem Maße, die den Begriff des Privateigentums mit religiöser Weihe umkleidet hat, die den Sozialismus für eine „pestis“, für eine Seuche erklärt. Und bezeichnend für die taktische Geschicklichkeit der katholischen Kirche ist doch folgende Tatsache: auf der Reichsschulkonferenz fand der hier entwickelte Aufbau warmes Interesse, warme Unterstützung bei den Ursulinerinnen. Fast hätte die Welt das groteske Schauspiel erlebt, daß eine vorsichtige Formulierung unseres Planes eine Mehrheit von Sozialisten, Kommunisten und Katholiken im Ausschuß gefunden hätte — wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre, da man bereits in der Abstimmung war. Nichts kennzeichnet besser den feinen Instinkt der katholischen Kirche, die — ganz anders als die evangelische Kirche — eine Witterung ohnegleichen für künftige Probleme hat. Mit der Tatsache einer konfessionellen Ergreifung unseres Planes wäre er in seiner grandiosen überkonfessionellen Wirkung vereitelt worden. Man vergleiche mit dieser epochalen Einstellung der ultramontanen Politik jene andere „großzügige“ Reform, die das Konsistorium in Brandenburg ver-

anlaßte: jeder Pfarrer sollte einen Zettelkatalog seiner Gemeindeglieder anlegen, und bei Wegzug solle der betreffende Zettel dem Pfarrer der neuen Gemeinde übersandt werden. Auf diesen Zetteln sind die Personalien verzeichnet, sie sind in 4 verschiedenen Farben für konfessionelle Ehekreuzungen angelegt — auch mit Angaben über Wohlgesinntheit? über Trauung mit und ohne Kranz? über Parteiangehörigkeit? So arbeitet die evangelische Kirche in Zeiten, wo es sich um grundsätzlichen Neubau aus dem Geiste der Liebe handelt, und sträubt sich mit Händen und Füßen gegen die Trennung vom Staate, anstatt diese Lösung als einzige Möglichkeit einer Rettung zu begrüßen. In diesen geheimen und offenen Versuchen, die Menschheit von neuem und endgültig konfessionell zu zerreißen, liegt die letzte große Gefahr der Zukunftsschule: unter dieser Fahne wird der letzte Kampf zwischen alter und neuer Gesellschaft ausgekämpft. Und die Zukunftsschule wird nur dann siegreich bleiben, wenn sie nicht die in ihr ruhende Kraft der Überzeugung zu Vergewaltigungen mißbraucht.

Ehe wir zur Erörterung der Einzelheiten in der Zukunftsschule kommen, wäre noch eine grundsätzliche Bemerkung über den Unterrichtsstoff und die Unterrichtsmethode zu machen. Welche Bedeutung hat überhaupt der Unterricht? Eine doppelte: er ist Hilfsmittel der Erziehung zur Erkenntnis der allgemeinen Lebensgemeinschaft und zur Einordnung in diese, er ist darüber hinaus Hilfsmittel eigener Lebensgestaltung im Rahmen einer besonderen, engeren Gemeinschaft (Hilfsmittel für den Beruf). Die Grenze ist nicht scharf zu ziehen, beiden Aufgaben muß die Erziehung in der Zukunftsschule gerecht werden.

Es handelt sich also zunächst um die Erkenntnis der allgemeinen Lebensgemeinschaft und um die Einordnung in diese. Aus solcher Einstellung bestimmt sich der Unterrichtsstoff: man gebe eine Orientierung über den gegenwärtigen Zustand der allgemeinen Lebensgemeinschaft, man gebe auch eine Einführung in ihre Entstehung. Das heißt: man gebe einen Überblick über die Entwicklung und gegenwärtige Lage der Menschheits- und Volkskultur. Und dazu wende man folgende Methode an: das Kind muß — immer entsprechend der eigenen biogenetischen Stufe — das Ganze der Entwicklung kurz nacherleben. Die so gewonnene Erkenntnis ist

nichts Angelerntes, sondern etwas Nach- und Miterlebtes. Man hüte sich, nur vom Innenerleben des Kindes zehren zu wollen, das könnte eine Anreizung zu seelischer Schamlosigkeit bedeuten. Der versuchsweise — dem Alter angemessen — an das Kind herangebrachte Stoff objektiver Art wird zum Erlebnis werden, wenn er organisch der Lebenswelt des Kindes entspricht. Dabei müssen Kopf- und Handarbeit sich gegenseitig befruchten und ergänzen, in beiden Fällen ist der Weg in der solidarischen Arbeit zusammengehöriger Gruppen zu gehen. So wird die Einordnung in die Lebensgemeinschaft von Anfang an Grundvoraussetzung aller Betätigung. Eine solche Einbeziehung in kleine Arbeitsgemeinschaften bedarf der Ergänzung durch Einfügung dieser Gruppen in den Rahmen des Ganzen: die allgemeine gemeinsame Lebensführung vervollständigt den Charakter eines Lebensunterrichts im weitesten Sinne; gemeinsame Mahlzeiten, Spiele, Feiern, Wanderungen geben immer wieder den großen Rahmen, innerhalb dessen die Einzelgliederungen allein ihr Recht und ihre Kraft haben. Das bedingt natürlich eine Ausdehnung der Schulzeit vom frühen Morgen bis zum Spätnachmittag, jedesfalls für die älteren Kinder. Wie die Dinge sich im einzelnen zu gestalten haben, wird jetzt näher zu erörtern sein.

Wir sagten schon früher, daß die Zukunftsschule der kulturelle Mittelpunkt eines ganzen festen Bezirkes sein muß. Das wird bei kleinen und mittleren Städten sich ohne weiteres ermöglichen lassen, da ja immer die Verbindung mit Gartenanlagen, mit Wald, Acker usw. gesucht werden muß. Für die größeren Städte ergeben sich da besondere Schwierigkeiten. Wieder muß aber die Frage der Zukunftsschule im Zusammenhang mit den anderen großen Fragen der werdenden Gesellschaft behandelt werden. Die Erhaltung der großen Städte, die in gewissem Grade unentbehrlich sind, wird nur möglich bleiben, wenn sie in hohem Maße Selbstversorger an Obst und Gemüse werden. Dem kommt die Verwertbarkeit der großen Massen kostbarer Fäkalien aus den Großstädten entgegen. Jede Großstadt muß also mit einem breiten Ring von Obst- und Gemüsegärten in Gemeinwirtschaft umgeben werden müssen. Leberrecht Migge („Das grüne Manifest“) hat diese Gedanken nach ihrer technischen Durchführbarkeit hin ausgearbeitet. In diesen Ring

müssen die Zukunftsschulen hineingelegt werden. Natürlich kann das nur im Rahmen einer durchgreifenden Bodenreform, einer Sozialisierung des Bodens erfolgen. Aus der Steinhölle der Großstädte bringen jeden Morgen Schulzüge der Hoch- und Untergrundbahn (vgl. die Charlottenburger Waldschule), der Elektrischen, Autoomnibusse usw. die Kinder an die Peripherie, in ihre Bezirksschule. Gelegentlich wird auch Terrain innerhalb der Stadt: Schrebergärten an der Bahn, Exerzierplätze, Privatgärten usw. zu verwerten sein. Im Sommer könnte auch an ein Übernachten schwächlicher Kinder in Liegehallen draußen in der guten Luft gedacht werden.

In dieser Bezirksschule wird über alle neugeborenen Kinder des Bezirkes Liste geführt, die Säuglinge werden sofort betreut, wenn notwendig, in Krippen gegeben. Für uneheliche Mütter sind in diesem Gartengürtel Mütterfiedlungen nach den Erfahrungen von Schwester Lotte Moeller anzulegen. Den Eltern, besonders den Müttern, vermitteln die Bezirksschulen unter Umständen Arbeitsgelegenheit, vielleicht im Rahmen der Schulgemeinschaft. Der Schularzt hat auch schon die Verpflichtung, sich um diese künftigen Mitglieder der Schulgemeinde zu kümmern. Obligatorische Kinderergärten nehmen sich der sprechenden Kleinkinder an. Aus einer Synthese der Gedanken von Fröbel und Frau Dr. Montessori ist die methodische Behandlung solcher Kinder zu gewinnen. Sie sind vor der verfälschenden, spielerischen, heute üblichen Beschäftigungsweise in den Kinderergärten zu bewahren. Die Kinder spielen am besten unter sich und mit den einfachsten Dingen, dabei entwickeln sich ihre Sinne am schönsten. Kleine Pflichten (Blumengpflege, Tierpflege, eigenes An- und Ausziehen mit Unterstützung der Unbehilflichen und Kleinsten, Abwaschen, Essenausteilen usw. usw.) bilden früh das Verantwortungs- und Gemeinschaftsgefühl. Die freie schöpferische Betätigung ist nicht zu hemmen, wie es in der Montessori-Methode bisweilen geschieht; auch die Phantasie komme zu ihrem Recht. Märchen, in der richtigen Weise dargeboten, entsprechen durchaus der biogenetischen Stufe des Kleinkindes, wobei unter Umständen jenes Prinzip beachtet werden muß, was wir immer wieder anwenden sollten: es soll hindurchschimmern, was Ewigkeitsgehalt, was vergängliche Form; es soll geahnt werden, daß auch andere Einstellungen möglich sind. Stellt



sich der Erwachsene restlos auf den Standpunkt des Kindes, dann übt er damit eine Unwahrhaftigkeit gegen sich selber und hält unter Umständen das Kind auf einer Entwicklungsstufe fest, die es selber bereits im Begriff ist zu verlassen. Warum soll dem Kinde nicht angedeutet werden, daß im Rottkäppchenmärchen uralte Anschauung vom Kampfe kosmischer Gewalten steckt? Daß jeden Abend die Sonne vom Wolfsdrachen, von der Dunkelheit, verschlungen wird und jeden Morgen sich in strahlendem Glanze neu erhebt? Nicht im Sinne rationaler Verflachung, sondern im Sinne tieferer Erfassung und einer wünschenswerten Beweglichkeit gegenüber der Einkleidung. Wir glauben nicht, daß bei solcher Behandlung Hemmungen im Kinde, Furchtvorstellungen usw. entstehen. Wir glauben auch nicht, daß die Beobachtung der fallenden Blätter im Herbst, der aufspringenden Knospen im Frühling, die Wahrnehmung von Blitz und Donner, von Tau, Reif, Hagel, Schnee für die Kinder weniger Märchen sei.

In dieser Gemeinschaft der Kleinen entwickelt sich die Sprache, die Ausdrucksfähigkeit als Urprinzip aller Lebensgemeinschaft. Ihre Pflege in eigenwüchsiger, volkstümlich anschaulicher, bildhafter Art steht jetzt und auch nachher im Mittelpunkte des gesamten Unterrichts. Lesen und Schreiben sind erst später — etwa im 8. Lebensjahr — zu lernen; vorangehe die mündliche Beherrschung. Auch da unterscheiden wir uns von der Montessori-Methode, die den Kindern früh und mühelos das Schreiben beibringt. Nicht als ob wir glaubten, eine solche Fähigkeit könne nicht spielend, in jungen Jahren erlernt werden; sondern weil wir meinen, es sei gut und in Abkehr vom papiernen Zeitalter notwendig: erst zur Sicherheit und eigenwertigen Beherrschung des Ausdrucks zu gelangen, ehe man durch schriftliche Regulierung, durch die Einflüsse des Buchdeutsches neue Beunruhigung der Kinder eintreten läßt. Erfolgt dann aber die Erlernung der Schreibkunst, der „Recht“-Schreibung, dann verschone man in Zukunft die Kinder mit den Finessen unserer Orthographie. Auch hier — auf einem scheinbar so neutralen Gebiete — glauben wir den Kampf zweier Gesellschaftsordnungen sich abspielen zu sehen. Ist unsere durch keine menschliche Vernunft zu rechtfertigende Festsetzung der Schreibweise nicht darin begründet, daß die herrschende Gesellschaft gewisse Unter-

schiede äußerlich festhalten möchte zwischen „Bildung“ und „Unbildung, zwischen „Kopf-“ und „Hand“arbeit, zwischen Bourgeois und Proletarier? Es ist eben charakteristisch für Menschen des Kopfdrills und der überflüssigen Zeit, für Menschen des Schreibtisches und der Lebensfremdheit, daß sie sich die Mühe machen können, den Unsinn unserer Rechtschreibung zu lernen. Was im 16. und 17. Jahrhundert die Kleiderordnungen waren — nicht etwa Beschneidung sinnloser Auswüchse — sondern sorgfältige Abgrenzung der Standes- und Klassenunterschiede, das sind heute die „amtlichen“ Rechtschreibungen, das sind heute die Konventionen der Fremdwörterausprache — das sind die Kleiderordnungen des 20. Jahrhunderts, die von der Gesellschaft erzwungenen Unterscheidungsmerkmale der Klassen. Dem Germanisten Hermann Paul erlaubt die Gesellschaft, alles klein zu schreiben, dem Dichter Stefan George erlaubt sie eigene Rechtschreibung und Zeichensetzung, — man hat das Vertrauen, daß er es auch „richtig“ kann — dem Kinde streicht man dicke Fehler an, beim Erwachsenen rümpft man die Nase — „ungebildet“. Die gute Gesellschaft spricht Pari', Lond'n, Lil' und glaubt, so vollkommen „original“ zu sprechen und lächelt über London und Lille — sie ahnt nicht, wie falsch sie spricht, wenn sie „echt“ zu sein glaubt, sie ahnt nicht, wie lächerlich sie sich macht, wenn sie auch Telephong mit nasalem N spricht, um ihre „Bildung“ zu beweisen. Es ist bezeichnend, daß Völker starker demokratischer Tradition diesen Bildungsunfug nicht mitmachen: der Engländer spricht Griechisch, Lateinisch, Italienisch — englisch aus, sagt getrost „Emmelsei“, wenn er Amalfi meint und erhebt gar nicht den Anspruch auf idiomatische Aussprache. Wir haben die Einbildung, so, wie wir in den Schulen reden, so hätten Griechen, Römer, Juden gesprochen — wir sprechen diese Sprachen zwar auch in deutscher Zunge, aber wir sind stolz, auf unsere korrekte, „gebildete“ Sprechweise. Es handelt sich aber bei diesem Bildungshochmut letzten Endes um Klassenhochmut und Klassenherrschaft. Das ist eben das Erkennungszeichen der herrschenden Gesellschaft — und wir könnten diese Geheimzeichen noch in allerlei Sitten und Gewohnheiten sonstiger Art nachweisen — aber dafür dürfte auch dem widerstrebendsten Kopf ein Verständnis aufgehen, daß unsere Rechtschreibung ein Symptom der Klassenherrschaft in Rein-

kultur ist. Und so muß mit der Zukunftsschule auch die Freiheit der Schreib- und Sprechweise kommen: noch im 18. Jahrhundert herrschte die bunteste Mannigfaltigkeit phantastischer Schreibweise bei zweifellos „gebildeten“ Leuten: wie z. B. bei der Frau Rat und ihrem großen Sohne. Damals ahnte auch Deutschland noch nichts von dem Fieber hochkapitalistischer Ausbeutung und Klassenherrschaft.

Haben die Kinder etwa das siebente Lebensjahr vollendet, so treten sie in die eigentliche Bezirkseinheitsschule ein.

Mit diesen Bezirkseinheitsschulen müßte sofort begonnen werden und zwar in allgemeiner Durchführung. Das nämlich ist zu bedenken für alle die, die erst eine Erprobung in „Versuchsschulen“ wünschen: eine Versuchsschule wird heute den Haß der ganzen bürgerlichen Welt auf sich ziehen; man hat es bei manchen Schulversuchen erlebt, wie sich Feinde einschleichen, um „Material“ für Anklagen zu ergattern; was aber wichtiger ist: eine isolierte Versuchsschule kann gar kein zutreffendes Bild ergeben, eben wegen dieser Isolierung. Sie wird als eine kostspielige, ganz geistreiche Angelegenheit für experimentierende Pädagogen und wagemutige Eltern, die ihre Kinder dorthin überantworten, erscheinen, sie kann durch äußere Zufälle, durch pekuniäre Dinge scheitern und damit scheinbar die Idee begraben. In allgemeiner Durchführung wird die kommende Bezirkseinheitsschule aber eine große Verbilligung bedeuten, trotz der ersten notwendigen, heute sehr teuren Umstellungen — was wird die Gesellschaft der Zukunft an Krankenhäusern, Gefängnissen, Fürsorgeanstalten, Prostitution, Alkohol, Irren- und Idiotenanstalten, unproduktiven Menschen usw. usw. ersparen, was sich rechnerisch gar nicht ausdrücken läßt, was wird sie umgekehrt für eine Steigerung aller produktiven Kräfte, für einen Gewinn an Lebensfreude und Lebensglück einheimen, der noch weniger berechenbar ist.

Mit dem vollendeten siebenten Lebensjahre treten die Kinder also in die Bezirkseinheitsschule ein<sup>1</sup>. Die Frage nach der Dauer

<sup>1</sup> Man vergleiche zu dieser Skizze die Ausführungen Paul Oestreichs in den genannten Schriften des Bundes entschiedener Schulreformer und in der Diederichschen Zeitschrift „Die Tat“, Aprilheft 1920. Auch die Thesen und das Referat Rarsens von der Reichsschulkonferenz sind heranzuziehen; die eigentliche Gestaltung des Planes ist Oestreichs Werk. Auch hier geben wir die Formulierungen teilweise wörtlich im Sinne obiger Publikationen; für Abweichungen sowie für die Gesamteinstellung bleibt der Verfasser allein verantwortlich.

der Grundschule, diese heißumstrittene, existiert für uns nicht. Jede derartige gewaltsame Einschnidung nach äußeren Gesichtspunkten ist für uns unerträglich, schafft neue Rasten und Sonderungen. Die Gesamtschule ist für uns der Rahmen für die ganze schulpflichtige Zeit; innerhalb dieses Rahmens herrsche starke und frühe Differenzierung. Was für uns den Gedanken der Grundschule mit daran anschließender Sonderung für Begabungen so unmöglich macht, ist diese sogenannte Begabtauslese durch andere. Auf der Reichsschulkonferenz gab es im Ausschuß für Schüler und Schülerinnen die heftigsten Kämpfe zwischen der kapitalistisch orientierten Schülerauslese durch andere (William Stern) und der sozialistisch gedachten Selbstauslese (Carl Göke-Hamburg); die Selbstauslese allein kann unter den helfenden Händen psychologisch geschulter Pädagogen uns von allen von außen (d. h. von einer herrschenden Klasse) gesetzten Bindungen befreien. Die Gesichtspunkte, nach denen ich auslese, wenn ich als Psychologe und Beauftragter an die Kinder herantrete (mit Fragebogen und Experimenten aller Art) werden im tiefsten Grunde von den Wünschen und Bedürfnissen der herrschenden Klasse bestimmt sein, müssen davon bestimmt sein; und so ist die Frage der Grundschule und einer daran anschließend gedachten Verzweigung nach Begabungsgruppen für uns unannehmbar. Sind die Kinder auf 2, 3, 4 oder beliebig mehr „Grundtypen zurückzuführen? Oder hat nicht vielmehr die alte Gesellschaft bestimmte Typen nach ihren Bedürfnissen geschaffen und die Kinder dort hineingezwängt? Was haben die Kinder mit diesen Grundtypen zu schaffen? Wir aber gehen vom Kinde aus und nicht von den Wünschen einer Klasse.

Indem das Kind im Rahmen der Einheitschule an mannigfachste Aufgaben herangebracht wird, erprobt es seine Fähigkeit, erkennt es seine Begabung. Denn jedem Kinde ist das Charisma einer besonderen Gabe, einer besonderen Beanlagung mitgegeben. Und so soll jedes Kind seine Erziehung, seine Schulung haben, die ihm entsprechend ist. Scheint das zu einer namenlosen Eigenbrödelei und Individualitätsverhätzelung zu führen, so liegt die notwendige Korrektur immer in der solidarischen Bewältigung aller Aufgaben, in dem Leben für die Gemeinschaft. Wir fürchten nicht das Gespenst einer Spezialitätenzüchtung, wir glauben, daß

das oben genannte Charisma nicht gleichbedeutend mit Spezialität sei. Was wir meinen, ist vor allem die ungeheuer differenzierte Begabungshöhe bei den Kindern, die man nicht auf „Normal“-leistungen schrauben soll. Wir glauben uns also auch nicht im Widerspruch zu Kerlów-Löwenstein zu befinden, wenn er sagt<sup>1</sup>: „Wenn man in dem Lern- und Bildungsbetrieb das Gefühl der Solidarität lebendig macht, nicht durch pathetische Mahnungen, sondern durch Gemeinschaftsarbeit, dann wird man bald finden, wie Sonderbegabungen eine ganz andere Bedeutung und wertvollere Ausbildung erfahren als in der künstlichen Auslese und Züchtung. Man sollte allerdings nicht durch scharfe Trennung der Klassen, durch jährliche Versetzungen und dergleichen mehr, den natürlichen Sonderungen, wie sie das Leben darbietet, allzu schroff entgegen treten. Die vielseitige Begabung tritt nicht bei allen gleichzeitig und in gleicher Stärke hervor; manches entwickelt sich früh, bei manchen muß man lange warten. Die zukünftige Schule wird durch eine freierliche Organisation gerade der Herausbildung der Eigenarten in der Gemeinschaft gerecht werden müssen. Verkehrt aber bleibt es immer, Einseitigkeiten züchten zu wollen. Der Mensch ist immer mehr als das einseitige Hervortreten einer Einzelbegabung. Alle menschlichen Gebrechen heilt nicht nur reine Menschlichkeit, sondern alle Höchstleistung ist im Grunde genommen höchste Gemeinschaftsarbeit. Der verhängnisvolle Abstand, der besonders im Leben der sogenannten Begabten zwischen dem Idealismus ihrer Sehnsucht und der schaffenden Alltäglichkeit ihres Wirkens sich auf tut, würde bei der Individualitätszüchtung der Tüchtigsten zu einer Katastrophe führen müssen. Drum können wir nicht der Auslese der Tüchtigsten und der Bildung von Begabtesten- und Begabtenklassen das Wort reden. In wohlgegliederter Gemeinschaftsarbeit finden wir einen weit fruchtbareren Boden für alle Sonderbegabung.“ Wir können diesen Ausführungen durchaus zustimmen, indem wir der Meinung sind, daß der Begriff des „Begabten“ in dieser Zuspitzung überhaupt ein Begriff der alten Gesellschaftsordnung ist — wofür begabt? Für die herrschende Bourgeoisie. —

<sup>1</sup> Sozialistische Schul- und Erziehungsfragen, S. 47/48.

Das erste Jahr in der Einheitschule müßte als ein „Übergangs“-jahr, als eine Zeit des Einlebens und Eingewöhnens gestaltet werden. Langsam setzen die Elemente des Schreibens, Lesens, Rechnens ein bei gleichzeitiger Ausbildung der Handgeschicklichkeit, bei reicher Gelegenheit zur Anschauung, zur Mitarbeit nach Lust und Wahl im Wirtschaftsbetriebe.

Die folgenden drei Unterrichtsjahre hätten eine gewisse Geschlossenheit der Durchführung. Wünschenswert wäre es, daß der Lehrer des ersten Jahres mitginge. Eine Art Klassensystem für das Allgemein-Verbindliche des Unterrichts könnte beibehalten werden. Ein gewisses Ziel könnte aufgestellt werden, zu dem hin die Kinder in diesen drei Jahren geführt werden sollen, das Tempo muß dem Lehrer überlassen bleiben, ebenso die Stoffverteilung. Der Unterricht läuft in drei parallelen Abteilungen, in denen verwandte Fächer zusammengefaßt werden: erstens die deutsch-heimatlichen Fächer, zweitens Rechnen, Zahlen, Leseunterricht und drittens die künstlerischen Fächer: Singen, Entwicklung des Formgefühls und des Körpergefühls, Elemente der Gefühlsbildung überhaupt.

Den Stoff der ersten beiden Abteilungen müßte jeder bewältigt und verarbeitet haben, ehe er weiterginge. Es finden keine Versetzungen statt, aber von Zeit zu Zeit wird die Sicherheit der gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten geprüft. Für Schüler, die zurückbleiben, muß ein besonderer Kursus sorgen; es kann sich da nur um Defekte handeln, die in medizinisch-pädagogischer Behandlung gebessert oder gehoben werden müssen. Nach Möglichkeit soll aber eine solche Sonderung vermieden werden, damit nicht aus einer Schwäche ein Makel werde. Je mehr die Kindergärten vorarbeiten, werden solche Sondergruppen überflüssig werden, da solche von der Natur benachteiligte Kinder von vornherein besonderer Pflege bedürfen. Der dritte Zweig bleibt völlig freier Betätigung nach Lust und Fähigkeit überlassen. Daneben läuft für alle freiwillige Hilfeleistung in Garten, Wirtschaft, Haushalt und Werkstätten. Zeigen sich besondere Neigungen, ist ihnen durch planvolle Anleitung entgegenzukommen. Doch soll die Freiheit des Probierens und Kennenlernens, gerade auch im Umgang mit den Älteren, völlig gewahrt bleiben. Spielen und Wandern, An-

schauung und Beobachtung vervollständigen das Bild dieser Jahre bis zum Abschluß des 11. Lebensjahres.

5. Vom fünften Schuljahr ab bilden sich Gruppen nach Begabungshöhe und Begabungsart. Wir geben das weitere Bild mit den Worten Oestreichs in dem bereits zitierten Tat-Aufsatz: „Die geistigen „Fresser“ werden in einem für eine gewisse Stundenzahl schneller vorgehenden Kurs vereinigt, der in drei Tagen dasselbe leistet wie die langsameren Schüler in fünf Tagen; es ist also ein ständiger Übergang möglich. Täglich werden früh nur drei lehrplanmäßige Stunden abgehalten. Daran schließen sich künstlerische und körperliche Übungen, Speise- und Ruhezeiten und praktische Arbeiten in Garten, Stall, Nähstube, Küche, Werkstatt usw. Auch die Schnellen, die heutigen „Bücherwürmer“, beteiligen sich an diesem Gemeinschaftsleben mit allen, zum Teil unter — nach den jeweiligen Interessen — andersartiger Gruppeneinteilung. Nicht mehr Erlesnis-, sondern Erlebnismenschen! Aller „Begabten“stolz wird im Entstehen vernichtet, da neben den großen „Erfolgen“ an einer Stelle wohl immer irgendwo ein geringerer, also eine persönliche Wertbescheidung an anderer Stelle, hergehen wird.

An fünf Wochentagen wird unterrichtet. Der sechste ist vorbehalten für die religiöse Unterweisung (nach Wunsch der Eltern und Schüler), für freie Betätigung zusammenhängender Art, für Wanderungen.

Detail  
2  
Von den 15 Stunden des „Minimal“unterrichts fallen zunächst etwa 8 dem Deutschen (Heimats- und Kulturkunde im weitesten Sinne, unter stetem Ausblick auf Menschheitsfragen) zu, 4 dem Rechnen, 3 dem Zeichnen und Schreiben. Die „Tempo“schüler erledigen dasselbe in drei Tagen (= 9 Stunden), an zwei Tagen haben sie den ersten Sprachunterricht (Englisch), aus dem nach einjähriger Erprobung alle entfernt werden, denen unüberwindliche Schwierigkeiten erwachsen, um in die anderen Interessentkurse überzugehen: deutsche im Sinne einer beginnenden Vertiefung in Sprache und Dichtung, geschichtliche, geographische, naturwissenschaftliche, technische. In den Minimalklassen wird „versezt“, getrennt davon in den Interessentkursen: langsame Gruppierung nach der Fachintelligenz — statt nach dem Lebensalter! Vom sechsten Schuljahr ab könnte im Minimalunterricht ein

induktiver, z. T. intuitiver Mathematikbetrieb (innerhalb der Rechenstundenzeit) beginnen, der später in die Behandlung der wichtigsten Mathematikkapitel überzugehen hätte (wohin in der Oberstufe z. B. die Grundlagen der Infinitesimalrechnung gehören würden), während die Mathematik in besonderer Eindringlichkeit und stofflich umfassender Behandlung in die Interessentkurse zu verweisen wäre. Im siebenten Schuljahr nähme der Minimalunterricht einfache Algebra, Physik und den ersten Geschichtsunterricht auf, ferner Erdkunde im weiteren Rahmen; im achten und neunten Chemie, Hygiene, Staatskunde, Volkswirtschaft. In die Interessentkurse, die nun allmählich (außerhalb der 15 Stunden) auch für die Langsameren („Normalen“) einsetzen müssen, würden aufgenommen: tieferes Eindringen in deutsche Sprache und Dichtung, in Geschichte, Volkswirtschaft und Staatskunde, über die Grenzen des Minimalunterrichts hinaus, Soziologie<sup>1</sup>, eine weitere Sprache, physikalische, chemische, naturwissenschaftliche, biologische Übungen, künstlerische Fächer, Stenographie, Linearzeichnen, Maschinenschreiben, Kochen, Nähen usw. Durch die Gruppenbildung sind vielerlei Kombinationen möglich. Jedes Kind, gleichviel welchen Geschlechts, wird neben dem Minimalunterricht in den Interessentkursen, in die es strebt, in denen es sich als leistungsfähig erweist und in den damit planvoll zu verbindenden festgehalten und ausgebildet. So kommt, wenn diese Schule bis zum zehnten Schuljahr, dem vollendeten 16. Lebensjahr, also bis zur Erreichung der Pubertät, durchgeführt wird, ein deutliches Veranlagungsbild heraus, die Berufsberatung wird überhaupt erst möglich und nun auch zweckvoll. Für die Mädchen ist zwanglos nebenbei in dieser Lebensgemeinschaft die Ausbildung in Kinderpflege (in den Krippen und Horten) und Wirtschaftsführung zu erreichen: die innere Betriebsarbeit wird abwechselnd von einzelnen Gruppen durchgeführt oder doch unterstützt. Die Knaben und Mädchen erhalten, wie es bereits in einzelnen amerikanischen Anstalten geschieht, Gelegenheit, hin und wieder ihre „spezifischen“ Funktionen auszutauschen, damit beiderseits die Fähigkeit geweckt wird, sich in jede Lebenslage tätig einzustellen. Die älteren Kinder werden zeitweise als Spiel-

<sup>1</sup> Vgl. die Studie des Verfassers: Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts, Verlag „Neues Vaterland“, Berlin 1921.



und Arbeitsführer der jüngeren beschäftigt: Stärkung des Solidaritäts- und des Einfühlungsvermögens, stufenweiser Aufbau des Lehrens und Führens.

Die Gesamtafstalt müßte neben dem Stall-, Küchen- und Wirtschaftspersonal mindestens einen Gärtner, einen Tischler, einen Schlosser (bzw. Klempner), einen elektrotechnisch geschulten Installateur, einen Buchbinder voll beschäftigen, um die Anlagen im Hause zu überwachen, um die Reparaturen und notwendigen Neuanlagen auszuführen, die Schüler anzulernen und, soweit noch Zeit bleibt, in der Nähe zugunsten der Anstaltsklasse Arbeiten bei Privaten zu übernehmen. In vielen Fällen werden interessierte Jugendliche dabei nach kurzer Zeit so viel gelernt haben, daß sie bei einfachen Arbeiten (gegen mäßiges Entgelt) Gehilfendienste leisten können.

Mit musterhaften Betrieben und tüchtigen Meistern in nächster Nähe werden sich Vereinbarungen treffen lassen, daß Schülergruppen auch bei ihnen an einzelnen Nachmittagen in den Elementen des Berufs ausgebildet und probeweise beschäftigt werden: nur so sind Irrtümer ohne Schaden reparabel, und die folgende Berufswahl erfolgt aus der Kenntnis der Umstände und der eigenen Anlagen, nicht aus Nachahmungssucht und romantischer Phantastik.

Nach dem 16. Lebensjahre würde es sich entscheiden müssen, ob ein junger Mensch sich nun einem bestimmten praktischen oder technischen Beruf oder „wissenschaftlicher“ Ausbildung zuwendet. Der Übergang zu Landwirtschaft, Handwerk, Handel wird von solcher Lebensführung aus sich zwanglos, natürlich vollziehen, weil die Ausgänge all solcher Lebensgestaltung in der Schulgemeinschaft auftreten. Zur „wissenschaftlichen“ Oberstufe, die dann nur zwei Jahrgänge umfaßt, werden sich nur diejenigen drängen, denen das geistige Erarbeiten und Aneignen in der Minimalschule und den Wahlkursen eine Freude war. Man wird auch nur diejenigen zulassen, die in einer Anzahl von Wahlfächern vorangekommen sind. Entsprechend dem Sammelcharakter solcher Oberstufen für Teile der Schülerschaft mehrerer Gesamtschulen wird nicht jede Bezirkseinheitsschule solche Oberstufe besitzen. In den Großstädten entsteht daraus keine Schwierigkeit, für die Kleinstädte und das flache Land würde man bei Unzulänglichkeit der Verkehrsverhältnisse

wohl für die Oberstufe zur Internatserziehung übergehen müssen, die für dies Alter auch vielerlei Vorzüge böte, da sie die völlige Hingabe an Gemeinschaft, Vorbild und Arbeit begünstigt.<sup>1</sup>

Die nach dem 16. Lebensjahre „praktisch“ Tätigen würden je nachdem in die Lehre, in Lehrwerkstätten, auf technische Schulen usw. übergehen und dank ihrer Vorschulung in kürzerer Zeit, etwa auch in zwei Jahren, am Ziel der „mittleren“ Ausbildung sein müssen. Stellten sich nun in diesen Jahren besondere Denkkraft, Gewecktheit, Erfinder- und Organisationsgabe heraus, so würde auch auf diesem Wege noch der Zugang zur Hochschule, sinngemäß zu besonderen Fachstudien, offen stehen müssen. Während umgekehrt auch den Studierenden bzw. Oberschülern nach ihrer vielseitigen Schullaufbahn vorgeschlagener Art ein Umsatteln ins Praktische wenig Schwierigkeiten machen würde. Die Zukunftserziehung soll überhaupt die zu frühzeitige und die verbindungslose Zerteilung der Menschen in „Theoretiker“ und „Praktiker“ oder „geistige“ und „Handarbeiter“ nicht aufkommen lassen. Keines ohne das andere.“

Für die aber, die als Handarbeiter in die Fabriken gehen, darf nicht jene Einstellung zur Arbeit entstehen, wie sie Rautsky oben charakterisierte, nicht Haß gegen die seelenlose Maschine, nicht Befreiung von der Arbeit als einer unwürdigen Versklavung, wie sie heute vielfach in der Tat ist, um dann in der Freizeit sich einige Stunden als Menschen fühlen zu dürfen, sondern Bejahung einer menschenwürdig organisierten Arbeit aus innerer Anteilnahme, aus voller Sinnbejahung.

In der Aussprache des Arbeitsausschusses für Schüler und Schülerinnen auf der Reichsschulkonferenz wies Professor Helpach als Vertreter der Wirtschaftsforschung darauf hin, „daß die in der Form des Großbetriebes bis ins einzelne spezialisierte und differenzierte Arbeit, die nach dem Taylorsystem die Ordnung selbst der kleinsten Handgriffe erstrebt, die Freude an der Arbeit und den

<sup>1</sup> Auf dem Lande müßten die räumlichen Schwierigkeiten durch geregelten Verkehr von Schulomnibussen zu einem Mittelpunkt, zu einer Bezirksschule, überwunden werden. Nur in ganz schwierigen Lagen müßte man sich dazu verstehen, die ersten 4 Schuljahre als Sonderorganismen in abseitigen Winkeln bestehen zu lassen — aber nur schweren Herzens.!

Willen zur Arbeit lähmen muß, wenn es nicht gelingt, die differenzierte Arbeit zu integrieren — wie einst im Handwerk, d. i. zu einer Synthese zu gelangen. Eine technische Integration ist nicht möglich. Sie sei nur zu haben, wenn die Synthese in dem Arbeiter entstehe, d. i. wenn ihm begreiflich werde, daß die Teilarbeit, die er leistet, eine Arbeit ist, die er der Gesamtheit leistet, die mit ihm solidarisch ist. Wenn er arbeitet, müsse ihm diese Gemeinschaft im Gefühl gegenwärtig sein. Diese Integration der Arbeit in der Seele des Arbeiters erfordere aber eine Erziehung, die schon dem jüngsten Menschen das Erlebnis der Gemeinschaft gibt und schafft, und ihm, indes er in dieser Gemeinschaft lebt und für sie lernt und arbeitet, die Eigenschaften erwerben hilft, die er fürs spätere Leben braucht, also — Natorp hat es einmal ausgesprochen — Gemeinschaft nicht nur als Element der Erziehung, sondern als ein durch Erziehung gestaltetes und immer neu zu gestaltendes Werk. Nur so kann er erleben, was Selbstbeherrschung und Gehorsam, Hingabe und Treue, Gerechtigkeit, Selbstvertrauen und das Gefühl der Mitverantwortlichkeit bedeuten und ausmachen. Hier haben die Lehrer „führend“ als Erzieher einzutreten.<sup>1</sup>

Wir glauben behaupten zu dürfen, daß eine nach dem Oestreichschen Plane organisierte Einheitschule diese „Integration der Arbeit“ in der Seele jedes Schulgenossen, des künftigen Handarbeiters und des künftigen Kopfarbeiters vorbereiten wird, daß sie aber nur gepflegt werden kann, wachsen und zu voller menschlicher Reife gedeihen wird, wenn sie in die Lebenslust neuer Religion und Ethik gestellt wird. Die irrationalen Werte bedürfen der Pflege in sorgsamster Weise, sie sind bisher allzu sehr vernachlässigt, verachtet oder mechanisiert worden.

Auch hier bedarf es der Vorbereitung. Hespach nannte das Stichwort der heutigen Jugendsehnsucht: Gemeinschaft. Dies Erlebnis, von dem heute so viel geredet wird, gerade weil es den meisten so fern ist.

Das gemeinsame Werk schafft die Gemeinschaft. Es kann aber diese Gemeinschaft nur schaffen, wenn es nicht auf Rentabilität im kapitalistischen Sinne, wenn es nicht auf spielende Zeitausfüllung

<sup>1</sup> Vgl. Die Reichsschulkonferenz in ihren Ergebnissen, S. 190.

und arbeitsame Beschäftigung im Sinne mancher „Heime“, „Pensionate“, „Roch-“ und „Landwirtschaftsschulen“ der heutigen Zeit eingestellt ist, sondern nur dann, wenn Jugend sein oberstes Gesetz ist, wenn Jugend sich selber autonom Leben und Werke gestaltet. Wynekens Sorge ist an sich berechtigt: „Die sozialistische Schule als Arbeitsschule ist im Grunde noch ebenso in Bürgerlichkeit befangen wie der Gedanke der Einheitschule mit allem Ressentiment, das noch in ihm steckt. Hier ist schöpferische Tat noch nicht geschehen, und auch wenn man verkündet, daß in der sozialistischen Gesellschaft eine ganz neue Solidarität die Arbeit beseelen, daß ein brüderliches Gemeinschaftsleben auch die seelenlose Arbeit heiligen werde, und daß die neue Arbeitsschule eben zugleich diese neue Gemeinschaft pflanzen werde, so ist das, wenn man es lediglich wirtschaftlich begründet,<sup>1</sup> auch nur ein totes Programm. Der Sozialismus hat noch nicht den Gedanken der Jugend gedacht, der der eigentliche Schlüssel zu einer neugearteten Erziehung ist.“<sup>2</sup>

In dem Augenblick, wo Rentabilitätsgründe für irgendeine Leistung der Jugend ausschlaggebend würden, in dem Augenblick, wo andere als rein erzieherische Werte aus der Arbeit eingelöst werden sollten, in dem Augenblicke näherten wir uns dem Standpunkt Friedrichs des Großen, der die Böglinge des Waisenhauses in Potsdam in den Dienst der Seidenindustrie zwang, obgleich der Schulunterricht vernachlässigt werden mußte und die angestrengte Arbeit die Sterblichkeit der Kinder auf das Fünffache (von 3% auf 15%) steigerte.<sup>3</sup>

Einen ausreichenden Schutz vor solcher Gefahr dürfte nur die Autonomie der Schulgemeinde gewährleisten. Nur dann, wenn Jugend selber die Arbeit organisiert, ihr Maß und Sinn aus ihrem Lebenswillen gibt, nur dann ist Sicherheit vor jedem objektiven und subjektiven Mißbrauch der Jugend gegeben.

Die Schulgemeinde hat dabei nicht nur die rationale Aufgabe der Verwaltung und Organisation des gesamten Gemeinschaftslebens — diese rationale Aufgabe könnte sie — ohne daß sie es

<sup>1</sup> Vom Herausgeber gesperrt.

<sup>2</sup> Wyneken im Stefan Großmannschen „Tagebuch“, Heft 26 vom 10. Juli 1920.

<sup>3</sup> Vgl. Damaschke, Geschichte der Nationalökonomie, I, 182/183.

merkte — hinwegreißen über die entscheidende Grenzlinie, wo sie aus Herren des Wertes zu Knechten ihrer Arbeit würde. Nur die irrationale Aufgabe der Schulgemeinde, eine hemmungslose Aussprache über Sinn und Wert jeglicher Lebensform — nur eine solche Möglichkeit kann eine solche Genossenschaft davor bewahren, ein sehr gut organisierter, prächtige Ergebnisse zeitigender „Betrieb“ zu werden.

Und in diesem Kernstück der Zukunftsschule, in der Schulgemeinde, ist die Keimzelle der künftigen Weltgemeinde gegeben. Bestünde nur die einseitige rationale Aufgabe der Schulgemeinde — so wie es viele „liberale“ Pädagogen heute sehen und billigen — dann wäre sie eine gute Vorschule für künftige Parlamentarier, und die künftigen Parlamente würden bessere Reden hören, würden ein mit allen Kniffen der „Geschäftsordnung“ gründlich vertrautes Geschlecht finden — aber würden ebenso leicht wie heute, vielleicht noch leichter, hinweggerissen über die Scheidelinie, die zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen gezogen ist. Erst die irrationale Leistung der Schulgemeinde befähigt zu einem wahrhaft menschlichen Sein innerhalb der Volksgemeinschaft, innerhalb der Weltgemeinschaft.

So wird die praktische Arbeit in der Zukunftsschule, so wird die Seele dieser Arbeit, die Schulgemeinde, die eigentliche Stätte, wo staats- und weltbürgerliche Befähigung erworben wird, wo Politik im höchsten Sinne des Wortes getrieben wird, wo gesellschaftliches, soziales, politisches Leben blüht.<sup>1</sup>

Was Wynneken „Jugend“ nennt, was wir unter den „irrationalen“ Aufgaben der Schulgemeinde verstehen, was wir früher meinten: „Und die Harmonie der neuen Schule ist Religion, d. h. Ehrfurcht“ — das wird noch ausführlicher begründet und ausgeführt werden müssen. Wir werden damit im weitesten Maße Kerschensteiners Wunsch gerecht werden, der da verlangte, daß der Sinn des täglichen Arbeitens in der Gemeinschaft ins Bewußtsein erhoben werde. Denn mit allem Zusammentun zu genossenschaftlichem Werke ist an sich nichts gewonnen, wenn die kosmischen, die übersoziologischen Werte dabei nicht entwickelt werden, dabei nicht

<sup>1</sup> Vgl. die oben erwähnte Studie „Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts“, S. 11—12.

die Ausprägung nach den Formen der neuen Gesellschaft finden. Solange wir den alten Ideologismen nicht eine lebendige Ideologie entgegensetzen können, löst sich vielleicht alles im Chaos auf, gestaltet sich aber kein organisches Werk.

Aus den tiefsten Tiefen kosmischen Erlebens, aus den heiligen Kräften väterlicher und vor allem mütterlicher Art müssen die Gewalten gewonnen werden, die das große Werk positiv mit schaffen helfen. Keine Kraft darf achtlos beiseite bleiben. So sehr wir von der Schädlichkeit der heute üblichen familialen Erziehung mit Müller-Lyer überzeugt sind, so sehr sagen wir andererseits mit ihm: „In der Verbindung der Elternfürsorge mit der Kunst des Pädagogen liegt die richtige Mitte.“ Darum soll die Bezirksschule ein allgemeiner Kulturmittelpunkt für die ganze Jugend sein; ihre Räume stehen den Eltern des Bezirkes in der Art eines Klubs abends zur Verfügung. Hier mögen Elternkurse (Elternschulen), hier Elternabende stattfinden; die Eltern müssen Hand in Hand mit Lehrerschaft und Schülerschaft für die großen Aufgaben der Zukunft kämpfen, sie müssen Zutritt zum Unterricht haben, um sich von Leben und Geist der Arbeit überzeugen zu können, sie müssen selber mitarbeiten, wo nur irgend möglich. Wir sprechen hier wieder mit Kerlów-Löwenstein: „Niemand ist berufener für die erste Erziehung als die Mutter: drum sagte der soziale Pädagoge Pestalozzi, der ein wirklicher Volkserzieher war: „ich will die Erziehung des Volkes in die Hände der Mütter legen“ und er tat recht daran; denn wenn je Helfen und Sorgen aus natürlichstem Bedürfnis zum Erziehen berufen, so ist es bei der Mutter. Nirgends sind Wonne und Wehen in solch rhythmischer Ursprünglichkeit in den Lebensprozeß eingeschaltet, wie in der Gemeinschaftsbeziehung von Mutter und Kind. Die Erfüllung der Sehnsucht vieler Mütter ist aber an dem Aufbau des wirtschaftlichen Lebens bislang vielfach zugrunde gegangen. Kapitalistische Profitsucht hat sich wenig um die Heiligkeit der Mutterschaft bekümmert. Wir können hier vieles mildern, indem wir die proletarischen Mütter als Hortnerinnen, Rindergärtnerinnen, Schulpflegerinnen, Erzieherinnen beruflich in den Dienst der Gemeinschaft einstellen. Auch das Bölibat der Lehrerinnen sollte längst abgeschafft werden.“ Aber noch in

anderer Weise soll die Familie mitwirken: sie wird entlastet sein von dem Kampf gegen die Schule, der heute unzählige Familien vergiftet, sie wird befreit sein von der Plage der häuslichen Aufgaben — denn die am Spätnachmittag heimkehrenden Kinder sind nun völlig frei für das Leben mit den Eltern, die nun ihrerseits bei kürzerem Arbeitstag, bei Entbindung von allen Sorgen um Obhut und Verpflegung der Kinder — nur die Abendmahlzeit bleibt dem Hause — bei frischen Nerven ohne Plage und Ärger um der Kinder willen, eine ganz andere Empfänglichkeit und Bereitschaft für all die Sorgen und die Freuden ihrer Kinder haben werden denn bisher. Und auch der Sonntag wird wieder der Familie gehören, wenn ein Wochentag für die berechtigten Bedürfnisse der Kinder nach Umgang mit ihresgleichen freigelassen wird.

So glauben wir auch hier niemandem Gewalt anzutun, so wie wir in religiöser Beziehung Gelegenheit ließen für alle Sonderwünsche ohne Unterdrückung von privaten Wünschen, so wollen wir auch die Familie nicht verdrängen, wollen nicht die gesamte Jugend des Volkes in Internate bannen — was schwerlich ein Glück für die Jugend sein dürfte — sondern wollen alle Kräfte in den Dienst der großen Aufgabe stellen.

Wir sind der Meinung, daß alle irrationalen Kräfte in den Dienst unserer Sache gestellt werden müssen, als stärkste von ihnen die neue Erotik. Inwiefern diese tief mit dem Wesen der Religion verknüpft ist, soll später gezeigt werden; hier soll auf ihre praktische Auswirkung hingewiesen werden. Wir haben von ihrer Bedeutung als Symptom der neuen Gesellschaft bereits gesprochen, wir haben gezeigt, wie die Differenzierung der Frauenwelt eine neue Skala von erotischen Beziehungen weib-weiblicher Art schafft, wir haben betont, daß in der Zukunftschule gemeinsame Erziehung (nicht immer gemeinsamer Unterricht) beider Geschlechter durch beide Geschlechter selbstverständlich ist. Wir haben gefordert, daß gerade die Mutterliebe für die neue Schule fruchtbar gemacht werde, wir glauben, daß die mannigfachen Kreuzungen erotischer Bindungen unvermeidlich gewisse Konflikte — aber nicht in der Sphäre des alten Poussierens und Flanierens — mit sich bringen werden. Wir sind aber der festen Meinung, daß nur auf diesem Wege die schöpferischen Kräfte lebendig gemacht werden können, ohne die schließ-

lich doch wieder alles auf einen gut funktionierenden Betrieb herauskommt. Dieser Weg der Erkenntnis muß bewußt weitergegangen werden, bis wir in der neuen Gesellschaft so weit sein werden, daß Erotik und Sexualität mit ebensolcher Sicherheit auseinander gehalten werden wie einst ehrlicher Verdienst eines Kaufmanns und Wucher- und Schieberprofite. Wenn heute diese Begriffe in Verwirrung geraten sind — nicht ohne inneren Zusammenhang — so ist es eine Aufgabe aller ernst und gründlich denkenden Erzieher, hier Wandel zu schaffen, und sei es unter den höchsten Opfern.

Mit diesen Darlegungen scheint uns die Aufgabe im wesentlichen gelöst zu sein, die wir uns zu Beginn gestellt hatten; wir haben das Bild einer Schule und Erziehung entworfen, die, um mit Marx zu reden, produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik sinnvoll verbindet — in welchem Maße der Leib und ein neues Erleben der Körperlichkeit überhaupt Grundlage hoher und höchster Geistes- und Seelenkultur ist, wird noch zu zeigen sein. Wir sind über Rautsky hinausgegangen, indem wir zeigten, daß auf diesem Wege eine neue Einstellung zur Arbeit, eine innere Bejahung möglich ist und planvoll vorbereitet wird. Damit erfüllen wir die Voraussetzungen des Erfurter Programms. Wir wissen uns im Einverständnis mit Engels, Müller-Lyer und Löwenstein in den grundlegenden Anschauungen; inwiefern wir Anlaß haben werden, in manchen Stücken über Engels und Müller-Lyer hinauszugehen, wird sich bald finden. Kerschensteiners Programm ist in seinen letzten Forderungen noch nicht erfüllt, mit ihm werden wir uns noch auseinanderzusetzen haben. Auch Wynneken dürfte in den Fragen der Autonomie der Jugend zustimmen, über die Mitarbeit der Elternschaft denkt er wohl anders. Wir sind der Meinung, daß das Versagen der Elternschaft in gegenwärtiger Zeit, wovon die Erfahrungen in den Elternbeiräten beredt genug künden, uns nicht berechtigt, daraus Folgerungen für die Zukunft zu ziehen. Je mehr wir die Eltern mit einbeziehen in den revolutionären Rhythmus der praktischen Notwendigkeiten, je mehr sie am eigenen Leibe den Segen dieser Umstellungen spüren, desto bereitwilliger werden sie auch umlernen; denn wir müssen die Kluft zwischen Familie und Schule, zwischen Familie und Jugend schließen, wollen wir aus der Zerrissenheit der gegenwärtigen Lage herauskommen.



Wenn wir in diesem Zusammenhange Namen genannt haben, deren Gewicht uns wertvoll zu sein scheint, so geschieht das nicht, um neue Autoritäten an Stelle der entthronten zu setzen, sondern zur formelhaften Abkürzung für Gedanken und Ideen, die jene als vorzügliche Kenner der Leiden und Nöte des Proletariats entwickelt haben. Die Begriffe der Arbeit und Gemeinschaft (Solidarität) sind die Fundamentalbegriffe der Zukunftsschule, sie erweitern sich zu den Gesetzen der sich selbst bestimmenden schöpferischen Jugendlichkeit, der neuen Erotik und schließlich der neuen Sittlichkeit und Religion. Nur die Schule, die in all ihren Gestaltungen von diesen Kräften getragen wird, kann den Anspruch erheben, die Schule der werdenden Gesellschaft zu sein; über die Einzelheiten wird sich durchaus diskutieren lassen; es wird eine Sache der Erfahrung und der Anpassung an jeweilige örtliche Verhältnisse sein, wie sich die täglichen Bedürfnisse gestalten. Wir glauben, daß der von Oestreich gegebene Plan, der ja heute sozusagen allenthalben „in der Luft liegt“, der in ähnlicher Weise an vielen Stellen des Auslandes erprobt wird, der ja nur realisieren will, was unsere Besten seit 150 Jahren gedacht und geschrieben haben, wir glauben, daß dieser hier entworfene Plan der Zukunftsschule in allen seinen Einzelheiten aus dem Geiste der werdenden Gesellschaft geboren ist und ihrer soziologischen Struktur entspricht.

